

Dezember 12/2010

Aus dem Inhalt

Hermann Wieh
Die Ankunft des Herrn erwarten 353

Georg Lauscher
Spannende Weihnachten! 355

Hanns Peter Neuheuser
Theodor Schnitzler und die Liturgiereform
des Zweiten Vatikanum 358

Ulrich Hennes
Wie ernst nehmen wir das Volk Gottes? 366

Christian Hennecke
Fresh expressions of church 368

Ralf Miggelbrink
Theologische Anmerkungen ... 376

Thomas Kroll
Inkarnation und Passion 379

Dank und Willkommen 380

Literaturdienst: 381

Reinhard Körner: Gott ist auch wer!

Georg Langenhorst: „Ich gönne mir das Wort Gott“.

Wunibald Müller: Verschwiegene Wunden

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12,
49074 Osnabrück | Pfarrer Georg Lauscher, Leonhardstraße
10, 52064 Aachen | Dr. Hanns Peter Neuheuser, Eichendorff-
Straße 1, 50823 Köln | Dechant Msgr. Ulrich Hennes, Kath.
Kirchengemeinde St. Jakobus, Mühlenstr. 16, 40721 Hilden |
Regens Dr. Christian Henneke, Brühl 16, Bischöfliches
Priesterseminar, 31134 Hildesheim | Prof. Dr. Ralf Miggel-
brink, Pappelweg 12, 34414 Warburg | Dr. Thomas Kroll,
Holsteinische Straße 21, 10717 Berlin

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Hermann Wieh

Die Ankunft des Herrn erwarten

Im Advent spielt die „Zeit“ eine wichtige Rolle. Die vier Kerzen des Adventskranzes erhellen Woche für Woche intensiver die Dunkelheit des Winters. Tag für Tag kann der Adventskalender durch eine freudige Überraschung das Grau des Alltags besiegen. Viele Menschen nehmen sich mehr Zeit für Familie und Freunde. Sie basteln, backen Kekse oder schlendern in Ruhe über den Weihnachtsmarkt. Aber das klappt nicht immer. Für viele „Dienstleister“ – und dazu gehören auch die Seelsorgerinnen und Seelsorger – bedeutet gerade die intensive Festvorbereitung zusätzlichen Stress. Sie erfahren den Advent als Zeit der Hektik und Anspannung, die sich hoffentlich im Rahmen eines ruhigen Weihnachtsfestes lösen wird.

Im vergangenen Jahr bekam ich eine ungewohnte Adventskerze geschenkt. Wie ein Kalender war sie von oben nach unten mit 24 Strichen gekennzeichnet. Jeden Tag konnte und sollte man ein Stück der Kerze abbrennen. Am Heiligen Abend erlosch die Adventskerze und wurde durch die vielen Lichter der Christnacht ersetzt. Ein Symbol des Vergehens und Entstehens zugleich, das mich nachdenklich gemacht hat.

In seiner liturgischen Ausprägung beginnt der Advent nicht mit Kerzen und Glühwein, sondern mit dem wiederholten Hinweis auf die Wiederkunft des Herrn: „Darum haltet auch ihr euch bereit! Denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, in der ihr es nicht erwartet“ (Mt 24,44), Rechnen wir als dauerbeschäftigte Seelsorger überhaupt noch mit seiner Ankunft? Gehört die Wachsamkeit für das Kommen des Herrn zu un-

seren pastoralen Zielen und zu unserem eigenen spirituellen Profil?

Eine bleibend gültige Veranschaulichung dieser geistlichen und pastoralen Herausforderung ist für mich das „Gebet des Klosters am Rande der Stadt“, das die Ordensfrau Silja Walter vor vielen Jahren im Kloster Fahr in der Schweiz verfasst hat: „Jemand muss zuhause sein, Herr, wenn du kommst. Jemand muss dich erwarten, unten am Fluss vor der Stadt. Jemand muss nach dir Ausschau halten, Tag und Nacht. Wer weiß denn, wann du kommst? ... Jemand muss es glauben, zuhause sein um Mitternacht, um dir das Tor zu öffnen und dich einzulassen, wo du immer kommst. Herr, durch meine Zellentüre kommst du in die Welt und durch mein Herz zum Menschen. Was glaubst du, täten wir sonst? Wir bleiben, weil wir glauben. Zu glauben und zu bleiben sind wir da – draußen, am Rand der Stadt.“

Den Herrn einlassen, wo immer er kommt, ihn erwarten, wo immer wir als Christen zusammen kommen: Wäre das nicht ein für den Advent und die Weihnachtszeit besonders typischer pastoraler Akzent? Die Sehnsucht nach dem Heiligen ist bei vielen Menschen ungebrochen. Sie ahnen, dass sich hinter dem armseligen Kind in der Krippe ein tiefes und göttliches Geheimnis verbirgt. Die vom Evangelium empfohlene Wachsamkeit bedeutet in dieser Situation: Gerade jetzt versuchen wir als Gemeinde und als Seelsorger, die Suchenden und Fragenden mit liebevoller Aufmerksamkeit in den Blick zu nehmen. Nimmt am Adventskaffee eine Frau/ein Mann teil, die sonst nicht kommt und auf freundliche Ansprache wartet? Sitzt beim festlichen Weihnachtsgottesdienst jemand neben mir, dem ich beim Friedensgruß oder nach dem Schlussegens ein stärkendes Wort mit auf den Weg geben darf? Unsere festlich gestalteten Gottesdienste bieten die Chance, suchenden Menschen zu begegnen und ein kleines Stück mit ihnen zu gehen.

Habe ich diese Suchenden im Blick und gestalte auch meine Sprache und meine Gesten entsprechend offen und einladend?

Das Warten des Advent, das sehnsuchtsvolle Verlangen nach der Ankunft des Retters, ist mit dem Weihnachtsfest nicht erledigt. Selbst während der Feiertage erleben und erleiden viele Menschen: „Aus hartem Weh die Menschheit klagt“. Aber andererseits gilt auch: Gerade für die Kranken und Schwachen ist Weihnachten ein sehr tröstliches Fest, weil ihnen die Liebe der Mitmenschen in diesen Tagen auf so unmittelbare Weise begegnen kann. Gott nutzt unsere ganz persönliche Zeit als Seelsorgerinnen und Seelsorger, um die Welt und uns selbst mit seinem Heil zu erfüllen. „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).

So gilt für das kontemplative wie für das aktive Warten in der Perspektive des Gottesreiches: „Seelsorge heiligt den Seelsorger.“ (Pater Georg Mühlenbrock SJ)

Liebe Leserinnen und Leser,

weihnachtlich beginnt das Dezemberheft, aber nicht romantisierend fern von „Kummer und Harm“, sondern mit einem genauen Blick für die Wirklichkeit voll Kummer und Harm, wissend und zugleich für die Einübung in die „Kunst der Erhebung über das Wissen“ werbend. Autor ist der Spiritual des Aachener Priesterseminars, **Pfr. Georg Lauscher**.

Dr. Hanns Peter Neuheuser M.A., Fortbildungs-Koordinator für das Archivwesen beim Landschaftsverband Rheinland und promovierter Liturgiewissenschaftler sowie Dozent der Erzb. Liturgieschule Köln seit deren Anfängen, skizziert die wohl nur Wenigen bekannte Bedeutung des Gründers dieser Liturgieschule, Pr. Prof. Dr. Theodor Schnitzler, für die Zuwegung zur Liturgiereform und ihre Ausformulierung in „Sacrosanctum Concilium“. **Msrgr. Ulrich Hennes**, Dechant in Hilden, schließt mit seinem Zwischenruf, die Rollenaufteilung zwischen Priester und Gemeinde nicht zum Nachteil der Gemeinde zu verwischen, an das Thema der Liturgie an.

Seine Eindrücke von einem Besuch in England, der ihn vielfältigste Prozesse der Evangelisierung innerhalb der anglikanischen Kirche entdecken ließ, berichtet lebhaft, begeistert und begeisternd **Regens Dr. Christian Hennecke**, Leiter des Fachbereichs Verkündigung im GV Hildesheim und Regens am dortigen Priesterseminar.

Es folgt – sozusagen schon mit Blick auf das neue Jahr – ein zeitkritischer Beitrag aus der Feder des katholischen Systematikers der Universität Essen, **Prof. Dr. Ralf Miggelbrink**, zum Thema „Zukunft“, zu dem Kirche von Gott her anderes zu sagen hat, als die Gesellschaft aus sich heraus formuliert.

Am Ende steht noch einmal eine Weihnachtsbotschaft – diesmal filmischer Natur. Unbedingt anschauen lautet die Empfehlung von **Dr. Thomas Kroll**, Theologe, Filmkritiker und Leiter des Bremer AtriumKirche, bzgl. des Films „Von Menschen und Göttern“.

Meine eigenen Gedanken zum diesjährigen Weihnachtsfest finden Sie wie jedes Jahr wieder auf der letzten Seite. Mit ihnen wünsche ich Ihnen von Herzen ein gesegnetes, frohes und nach-sinnendes Geburtsfest unseres Herrn und verbleibe mit herzlichem Gruß

Ihr 

Gunther Fleischer

Georg Lauscher

Spannende Weihnachten!

„Einen Augenblick zögerte Ulrich. Ohne Zweifel war er ein gläubiger Mensch, der bloß nichts glaubte: seiner größten Hingabe an die Wissenschaft war es niemals gelungen, ihn vergessen zu machen, dass die Schönheit und Güte der Menschen von dem kommen, was sie glauben und nicht von dem, was sie wissen. Aber der Glaube war immer mit Wissen verbunden gewesen, wenn auch nur mit einem eingebildeten, seit den Urtagen seiner zauberhaften Begründung. Und dieser alte Wissensteil ist längst vermorscht und hat den Glauben mit sich in die gleiche Verwesung gerissen: es gilt also heute, diese Verbindung neu aufzurichten. Und natürlich nicht bloß in der Weise, dass man den Glauben „auf die Höhe des Wissens“ bringt; doch wohl aber so, dass er von dieser Höhe aufliegt. Die Kunst der Erhebung über das Wissen muss neu geübt werde“ (826).

Dieses Tasten und Fragen nach einem verantwortbaren Glauben entstammt einem der bedeutendsten Romane des 20. Jahrhunderts, Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“. Geschrieben wurde er zum größten Teil zwischen zwei Weltkriegen, über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrzehnten. Und doch blieb er Fragment.

Ist seine Suchrichtung nicht heute noch ungeheuer aktuell, in einer Zeit, die hin und her taumelt zwischen kalter Vernünftigkeit und schummrigen Mystizismus?

Zuvor hatte Ulrich einmal die verrückte Idee geäußert, „ein Weltsekretariat der Genauigkeit und Seele“ (741) zu gründen. Es geht um eine lebendige Verbindung von

Erfahren und Denken im (nicht schon kirchlichen) Glauben, von „Mystik und Rationalität“ (Hans Dieter Zimmermann, 283-305). „Die Kunst der Erhebung über das Wissen muss neu geübt werden.“

Also: Es geht um Wissen und um die Erhebung über das bloße Wissen hinaus!

In diesem Spannungsbogen Advent und Weihnachten feiern?

Wie kann das gehen in aufrichtigem Glauben, in traditionsbewusster Selbstvergewisserung und zugleich dem modernen Menschen zugewandter Zeitgenossenschaft? Gerade in diesen Tagen wird ja – mehr noch als sonst – in aller Öffentlichkeit auf erschreckende und bedrückende Weise deutlich, wie sehr Glaubenswissen und Glaubensleben in unserer westlichen, säkularisierten Kultur „vermorscht“ sind. Wollen wir vor Gott und den Menschen dieses Fest in dieser Situation überzeugt und überzeugend feiern, so scheint es mir nicht anders möglich zu sein als in dieser eingangs skizzierten Spannung von Rationalität und Mystik. Ich möchte in diese Spannung hinein einige fragmentarische Anstöße geben:

In der Heiligen Nacht werden wir das Weihnachtsevangelium hören, beginnend mit den Worten:

„In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl, alle Bewohner des Reiches in Steuerlisten einzutragen. Dies geschah zum ersten Mal; damals war Quirinius Statthalter von Syrien. Da ging jeder in seine Stadt, um sich eintragen zu lassen“ (Lk 2,1–3).

Der Evangelist Lukas macht uns mit diesen ersten Sätzen der Weihnachtsbotschaft deutlich: Es geht im Folgenden nicht um einen frommen Mythos, sondern um ein geschichtliches Ereignis unter ganz konkreten gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen. Es ereignet sich weder in weltloser (rationaler) Metaphysik noch in weltloser (emotionaler) Innerlichkeit.

Zugleich scheint hier zuzutreffen, wober „der Mann ohne Eigenschaften“ nachsann:

„... der Glaube war immer mit Wissen verbunden gewesen, wenn auch mit einem eingebildeten, seit den Urtagen seiner zauberhaften Begründung“ (826). Die im Evangelium folgende, bildhafte Ausmalung dieses historischen Ereignisses, dieses „eingebildete Wissen“ weist auf eine Wahrheit, die über die historisch greifbare hinausweist.

Wenn wir uns zuerst einmal „mit Genauigkeit“ (Musil) dem Ereignis nähern wollen, das Lukas nur sehr grob geschichtlich verortet, sind wir auf weitere Quellen angewiesen. Eine von vielen Möglichkeiten wäre es, der Frage nachzugehen: Wie haben wir uns eine solche Volkszählung zur Festlegung der zu entrichtenden Steuern im römischen Reich vorzustellen?

Lactantius, römischer Schriftsteller, berichtet von einer solchen Zählung, die für Juden allein schon aus religiösen Gründen ein Skandal war (1 Chr 21,1–14; 27,24):

„Die Steuerbeamten erschienen allerorts und brachten alles in Aufruhr. Die Äcker wurden Scholle für Scholle vermessen; jeder Weinstock und Obstbaum wurde gezählt, jedes Stück Vieh registriert, die Kopffzahl der Menschen wurde notiert. In den Städten wurde die Bevölkerung zusammengetrieben, alle Marktplätze waren verstopft von herdenweise aufmarschierenden Familien. Überall hörte man das Schreien derer, die mit Folter und Stockschlägen verhört wurden; man spielte Söhne gegen Väter aus, die Frauen gegen die Ehemänner. Wenn alles vergeblich durchprobiert war, folterte man die Steuerpflichtigen, bis sie gegen sich selbst aussagten. Und wenn der Schmerz gesiegt hatte, schrieb man steuerpflichtigen Besitz auf, der gar nicht existierte. Es gab keine Rücksichtnahme auf Alter und Gesundheitszustand.“ (De Mortibus Persecutorum 23,1 ff).

Die Geburt Jesu ereignete sich – davon können wir ausgehen – in gesellschaftli-

chen Verhältnissen, die bürgerlicher Idylle oder jugendlicher Kneipenkultur an Weihnachten auf den ersten Blick kaum fremder sein könnten. „Das erste Weihnachten“ ereignet sich in einem gesellschaftlichen Kontext von Lebensverachtung und Lebensbedrohung durch „die Herren und Mächte dieser Welt“.

Gott kommt riskant zur Welt. Vom ersten Atemzug an unter Gekreuzigten. „Gott passt nicht“ (Johann Baptist Metz). Und gibt sich doch hinein. Sinnlich und subversiv. Unbemerkt anders.

„Er sieht aus wie alle und ist es doch!“ So beschreibt in Ingeborg Bachmanns Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan“ die Liebende den gesuchten Geliebten, dem sie mit diesen Worten auf die Spur zu kommen hofft. „Er sieht aus wie alle und ist es doch!“

Worte, die im Munde der Hirten von Bethlehem sehr treffend und „mit Genauigkeit“ die Weihnachtsbotschaft verkündet hätten.

„Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen.“

Das gilt (...) für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt ...“

Wenige Wochen vor seiner Hinrichtung am 2.2.1945 in Berlin-Plötzensee schreibt der Jesuit Alfred Delp diese ernüchternde und beglückende Erkenntnis in seiner Gefängniszelle nieder. Ein anderes Mal schreibt er in der „Vigil von Weihnachten“ „Im Angesicht des Todes“:

„Es ist die unbegreifliche Tatsache der Eingeschichtlichkeit Gottes. Dass er in unser Gesetz, in unsere Räume, in unsere Existenz eintritt: nicht nur wie, sondern als einer von uns. Das ist das Erregende und Unfassliche dieses Geschehens.“

In – nicht unter Ausschluss – der erlittenen und mühsam durchrungenen, durchdachten, durchbeteten Wirklichkeit kann der Durchbruch, der Überschnitt in diese

wirklichste Wirklichkeit, die zugleich Geheimnis ist und bleibt, sich ereignen, können wir über unsere Rationalität (und Emotionalität) hinaus geführt werden zu mystischer Glaubenserfahrung.

„Man könnte sich fragen, ob nicht eben doch trotz aller Banalität und Grässlichkeit des Lebens inwendig in einem ... der unwahrscheinlich Mut sitzt, an Weihnachten zu glauben, an das wahre Weihnachten ... der Mut dieses Glaubens, der inwendig in der Nüchternheit steckt, mit der wir mit dem Leben fertig werden ... So aber geraten wir mitten in der nüchternen Alltäglichkeit des Lebens doch immer vor das Geheimnis, das ist, das unendlich ist, das gründet, ohne selbst noch einmal einen Grund zu haben, das immer da ist und sich immer unberührbar entzieht. Wir heißen es Gott. ... Es waltet namenlos immer und überall durch unser Leben hindurch, ist nicht der Restbestand dessen, was noch nicht aufgeklärt ist, sondern das, was durch keinen Zuwachs an Wissen abnimmt.“

So Karl Rahner in einer Radioansprache (Nüchterne Weihnacht, o.J.).

Genau angesichts des hoffnungsvoll angewiesenen Menschenkinds Gott, dem Gegenwärtigen glauben (nicht nur abstrakt an Gott, den Gegenwärtigen)!

Genau angesichts des unbequemen, im Weg stehenden Geringsten dem, den wir Herr nennen, vertrauen (nicht nur abstrakt Gott, dem Herrn)!

Wäre dies nicht der entscheidende, der „christliche“ Durchbruch, der Überschritt über das uns rational und emotional Fassbare, Verstehbare, Eingespielte hinaus – in das göttliche Mysterium, das Christusmysterium unseres leibhaftigen, menschlichen Daseins?

In dieser Spannung Weihnachten feiern – das führt uns über unser Dasein in den herrschenden Weltverhältnissen hinaus und gerade so tiefer hinein – in die Banalität und auch Brutalität heutiger Wirklichkeit.

Jetzt erst ist es mir innerlich möglich, den oben zitierten Gedanken des in der Todes-

zelle wartenden Alfred Delp zu Ende zu schreiben:

„Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen. Das gilt (...) für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und – – – will die anbetende, hingebende Antwort“ (171).

„Kommt, lasset uns anbeten!“ singen wir in einem der beliebtesten Weihnachtslieder.

Kommt, lasset uns anbeten den Schöpfer im Kind und in unserer Unbekümmertheit – genau da drin und darüber hinaus!

Kommt, lasset uns anbeten den Herrn in den Geringsten und in unserem Geringsein –

genau da drin und darüber hinaus!

Kommt, lasset uns anbeten sein Wort und Geist in unser aller Leib und Leben –

genau da drin und darüber hinaus ...

... die Kunst der Erhebung über das Wissen üben ...

Ich finde den skizzierten weihnachtlichen Spannungsbogen verdichtet in einfacher und lebensnaher Sprache in einem Gedicht des ehemaligen Aachener Bischofs Klaus Hemmerle:

Ihm entgegengehen

*Er ließ sich nicht abholen am Tor,
Er stieg nicht aufs Podest,
Er kam dir entgegen
bis zu dir selbst.*

*Geh Ihm entgegen
bis zu jenen, für die kein Platz
in der Herberge war.
Geh Ihm entgegen
bis in die Mitte
zwischen dir und mir.
Geh Ihm entgegen
bis zu dir selbst.*

Literatur:

- Robert Musil, Gesammelte Werke, Hrsg. Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg 1978.
- Hans Dieter Zimmermann, Der babylonische Dolmetscher, Frankfurt 1985.
- Helmut Gollwitzer, Pinhas Lapide, Ein Flüchtlingskind, München 1988, 3. Aufl.
- Gotthard Fuchs, „... der in uns unser Leben mit-lebt“ – Alfred Delsps kritische Verortung der Kirche, in: M. Delgado, G. Fuchs (Hrsg.), Die Kirchenkritik der Mystiker, Bd. III., Fribourg, 2005.

Hanns Peter Neuheuser

Theodor Schnitzler und die Liturgie- reform des Zweiten Vatikanum

Zum 100. Geburtstag von Ehren- domherr Prälat Prof. Dr. Dr. Theo- dor Schnitzler¹

Die Reform der Liturgie als „bleibender Grundzug des christlichen Gottesdienstes“ ist im 20. Jahrhundert zunächst durch das Wirken des Pápste Pius X. und Pius XII. sichtbar geworden. Diese Feststellung verbirgt aber, dass die Bestrebungen zur Neubewertung von traditionellen Liturgiegestaltungen und zur Neureflexion von liturgietheologischen Positionen immer wieder auch maßgeblich durch die Bestrebungen der Teilkirchen und durch das Lebenswerk Einzelner gefördert und vorangebracht worden sind. Gemeint sind vor allem Initiativen, die aus der Liturgiewissenschaft heraus, aber auch aus pastoralliturgischen Ansätzen, aus Ämtern und Zuständigkeiten der Teilkirchen und Orden, ja sogar aus den Pfarren und Verbänden entstanden sind. Theodor Schnitzler gehörte zu jenen Persönlichkeiten, welche systematische und historische Ansätze in bewundernswerter Weise mit den Anliegen der Praxis zu verbinden vermochten. Ebenso besaß er die Fähigkeit, seine Erkenntnisse und Vorschläge auf der Ebene seines Erzbistums Köln, in den überregionalen Gremien und auf dem kurialen Parkett in gleicher Weise vorzutragen, und zwar mit liebenswürdiger Verbindlichkeit und mit didaktischem Geschick. Der Beginn seines Wirkens fiel indes in die letzten Kriegsjahre und die

unmittelbare Nachkriegszeit, in der ein Interesse für die Fragen der Liturgie nur scheinbar nicht vorausgesetzt werden konnte – Schnitzler schien aber zu ahnen, dass die Gehalte und Formen des Gottesdienstes auch als „Lebensmittel“ zu fungieren vermochten, das in materiellen und geistig-geistlichen Notzeiten gefragt sein könnte.

Theorie und Praxis, Liturgierecht und Liturgiepastoral

Die zeitgemäße Weiterentwicklung von liturgischen Gehalten und Formen erwies sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts auch im Bereich des Erzbistums Köln höchstens als lediglich unterbrochen, nicht als aufgehoben. In der Phase der Neuorientierung ging der Blick auf den Diskurs der sog. Liturgischen Bewegung, doch hatte die Ernüchterung des Zweiten Weltkriegs zu der Erkenntnis geführt, dass ein Reformprozess seinen Erfolg nur aus der Verbindung von Theorie und Praxis beziehen und eine Verstetigung nur innerhalb einer belastbaren Infrastruktur erfahren kann. Der seit 1942 amtierende Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings hatte als Steuerungsinstrument zur Neuordnung seiner Diözese das konventionelle Mittel einer Diözesansynode gewählt und sich damit auch im Hinblick auf die Entwicklung des Liturgierechts bewusst in die Tradition gestellt.

Die Kölner Diözesansynode von 1954 fungierte nicht nur als Sammelbecken vieler liturgischer Neuerungen, sie bildete fortan auch das partikularrechtliche Fundament, solche reformorientierten Zielsetzungen auch in die Praxis umzusetzen. Viele der damals diskutierten Innovationen gelten heute als selbstverständlich: Das Ziel der „Tätigen Teilnahme“, die Ermöglichung eines optischen und kommunikativen Mitvollzugs der priesterlichen Handlungen, die Forderung einer rituellen Rücksichtnahme der an der Liturgie beteiligten Personen und Gruppen, die Bemühungen zur Stärkung der volkssprachlichen Ele-

mente in der Liturgie, der Dienst von Vorbetern, die ausnahmsweise Zulassung weiblicher Messdiener, die Stärkung der Messdienerpädagogik, die Nutzung des Gebetbuches als Messbuch, die Kennzeichnung der Homilie als obligatorischen Teil der Liturgie, die ausnahmsweise erlaubte celebratio versus populum, die Verbindung des Kommunionempfangs mit der aktuell gefeierten Messe, der Vollzug der Sakramente als Feier anstelle der bloß funktionalen Spendung und viele andere Elemente. Theodor Schnitzler hat als Teilnehmer der Synode diese Reformstimmung aufgenommen und in späteren Ausführungen affirmativ dokumentiert und verbreitet. In den anonymen Texten der Synode lassen sich einzelne Passagen nur schwerlich einem einzelnen Autor zuordnen, doch erinnern viele Akzente an Merksätze und Postulate, die Schnitzler Zeit seines Lebens weiterverfolgte. Es kam seinen Vorstellungen entgegen, dass diese Ziele nicht nur in juristischen Texten verborgen waren, sondern im Alltag der Pfarrgemeinden verankert wurden. Hierzu bedurfte es freilich des praktischen Einübens und auch des „Vormachens“, wie es etwa bei großen öffentlichen Gottesdiensten möglich war.

Liturgische Großveranstaltungen als Reformmotoren

Die Nachkriegszeit Kölns war geprägt durch die liturgischen Großereignisse der Domfeier und des Katholikentags. Das 1948 begangene Fest der Erinnerung an die Grundsteinlegung der Kölner Kathedrale vor 700 Jahren musste vor einer äußerst bedrückenden Kulisse, dem kriegszerstörten Köln, gefeiert werden – mehr noch: Es galt, die materiell, geistig und religiös entwurzelte Bevölkerung einzubeziehen und anzusprechen. Hierbei mussten äußerst vorsichtig Zeichen eingesetzt und Inhalte positioniert werden, d. h. auch atmosphärisch „das richtige Wort gefunden“ werden. Dies gelang auf dreifache Weise: Durch die Schreinsprozession durch die Trümmer-

landschaft, durch den Aufbau eines besonders herzlichen Verhältnisses der Bevölkerung zum Kardinallegaten Micara und durch sensible, d. h. schlichte und „therapierende“ Formen der Liturgie, etwa in spirituell-emotionalen Andachten. Dass der Kardinallegat Clemente Micara seinerzeit Propäfekt der Ritenkongregation und seit dem 28. Mai 1948 zugleich Präsident der Kommission für die Liturgiereform war, hatte später nachhaltige Wirkungen – zumal er sich von den Kölner Feierlichkeiten höchst begeistert zeigte. Organisatorisch wurde sein Besuch vom päpstlichen Staatssekretariat betreut, konkret in den Personen Bruno Wüstenberg, der von 1937–1938 unter Regens Frings das Kölner Priesterseminar als Alumne kennen gelernt hatte, sowie durch den Substituten Giovanni Battista Montini, der später als Papst Paul VI. die Liturgiekonstitution promulgieren sollte.

Die Domfeier von 1948 sollte sich als die Generalprobe für den Katholikentag von 1956 erweisen. Auch diese Kirchenversammlung hatte noch wesentlich wertorientierende Zielvorstellungen, vor allem durch die Teilnahme vieler Personen aus der damaligen sowjetisch besetzten Zone Deutschlands. Dem Kölner Katholikentag ist immer wieder positiv bestätigt und übrigens auch vorgeworfen worden, dass er ganz von der Liturgie durchdrungen gewesen sei und trotz seiner Ausprägung als Massenveranstaltung die Menschen durch seine spirituellen Gehalte und liturgischen Formen geradezu berührt habe. Kardinal Frings berichtete beim Pastoralliturgischen Kongress in Assisi voller Stolz von der verwirklichten Leitidee der *participatio actiosa*, und dabei auch von echten liturgischen Innovationen: „Ein neuer Altar wurde in der Vierung des Domes errichtet. Der zelebrierende Kardinal [d. h. der päpstliche Legat Piazza] stand am Altar, zum Volke hin gewandt [...]. So konnte das Volk vom drei Seiten den Altar umringen und der heiligen Handlung besser folgen [...]. Die Antworten zum Hochamt wurden vom gan-

zen Volk gesungen [...]. Epistel und Evangelium (wurden) vom Subdiakon und Diakon am Orte der lateinischen Verkündigung [gesungen] und sofort nach dem lateinischen Gesang in der deutschen Muttersprache vorgelesen“. Zudem wurden die Tätigkeit des „Vorbeters“, der Gesang von Liedrufen, die Ziborienprozession und die Verwendung einer Kommunionpatene „ausprobiert“. So lobte man anschließend die technischen Innovationen (Lautsprecheranlagen), die Schiffsprozession, insgesamt aber die Atmosphäre des von Schnitzler liturgisch gestalteten „Triumphs der Liturgie“ beim Katholikentag. Viele Neuerungen wie die *celebratio versus populum* dürften seinerzeit – angesichts der Gegenwart eines päpstlichen Legaten – als sehr gewagt erschienen sein, konnten nach dem Erfolg jedoch auch als legitimiert betrachtet werden.

Beim Eucharistischen Weltkongress 1960 in München war wiederum das Geschick und Gespür Schnitzlers in liturgischen Gestaltungsfragen erwünscht; er übernahm die Verantwortung für alle liturgischen Feiern dieses Kongresses und vermochte es, auch hier wieder neue spirituelle und ästhetische Akzente zu setzen. Schnitzler unterlegte den Feiern ein geradezu dramatisierendes Programm. Im Hinblick auf die Messfeier entwarf er eine Grundgestalt, die von einem dreifachen Lichterzug ausging, zur Begleitung des Hauptzelebrenten beim Durchschreiten der Gemeinde, zur Umgebung des Evangelienvortrags und zur Huldigung der Eucharistie. Dies sollte die dreifache Gegenwart des Gottessohnes versinnbildlichen, die Gegenwart Christi in der versammelten Gemeinde, in Christi Wort sowie in Brot und Wein – Postulate, deren damalige Brisanz heute kaum noch verstanden wird. Nicht weniger spektakulär war die Organisation des „Opferzuges“ durch das Hereintragen der Ziborien, begleitet von den Symbolen der Gemeinde (etwa Arbeitsinstrumente), die Verwendung dialogischer Liedrufe und Fürbitten, die Austeilung des Friedensgrüßes, das Hereintragen

des Evangeliars beim Einzug, das Anlegen der Paramente in der Sakristei anstelle im Altarbereich, oder etwa bei der Kreuzfeier der Vortrag von Lesungen durch Laien, bekleidet mit unterschiedlich farbigen Dalmatiken. Theologisch innovativ war die von Schnitzler entworfene Überprägung der Gottesdienstfolge unter dem Thema des Wochenpascha. Kein Geringerer als Joseph Ratzinger stellte damals fest: „Damit ist der Eucharistische Kongress von München zu einem Markstein der liturgischen und theologischen Entwicklung geworden, wegweisend für die ganze Kirche“.

Wirken durch vorbildhafte Texte

Erfolgreich erprobte liturgische Texte verlangten bald nach einer Verschriftlichung – gerade, wenn sie außerhalb liturgischer Großveranstaltungen auch in dem von Schnitzler stets angezielten pfarrlichen Rahmen eingesetzt werden sollten. So war es nach den materiellen Vernichtungen und geistigen Umbrüchen des Zweiten Weltkriegs zunächst erforderlich, ein neues und zeitgemäßes Diözesangebetbuch zu schaffen. Dies gelang Schnitzler mitsamt dem Vorstand seines Priesterseminars. Übrigens war Schnitzler auch hinsichtlich anderer Personengruppen erfahren in der Anlage von Gebetbüchern. Man denke nur an das Gebetbuch der Alexianerbrüder, später an das Gebetbuch für die Barmherzigen Brüder von Montabaur sowie das Gebetbuch für die Bundeswehrsoldaten. Ferner ging Schnitzler daran, für den Dienst des von ihm propagierten Vorlesers resp. der Vorleserin ein „Vorbeterbuch“ zu schaffen. Viele Gebete und gesungene Gebetsrufe werden der älteren Generation heute noch im Gedächtnis sein.

Schnitzler wurde zudem bekannt durch die gemeinsam mit Johannes Wagner geleistete Arbeit an dem neuen Rituale, genannt „Collectio rituum“; diese erhielt 1949 die Approbation durch Kardinal Micara und erschien 1950 im Druck – der Text beruht

in wesentlichen Teilen auf dem Entwurf des Kölner Diözesanrituale.

Persönliche Kontakte und Netzwerke

Der erste Schritt, im kriegszerstörten Deutschland Kontakte zwischen den um die Weiterentwicklung der Liturgik bemühten Persönlichkeiten herzustellen, wurde in Ensen bei Köln vollzogen: Hier trafen sich vom 22. bis 24. April 1947 – also bereits sehr früh – Balthasar Fischer, Theodor Klausner, Bruno Löwenberg, Johannes Overath, Augustinus Frotz und Theodor Schnitzler und gründeten die bis heute bestehende Arbeitsgemeinschaft katholischer Liturgikdozentinnen und -dozenten (AKL). Balthasar Fischer sprach von einer „Zweiten Phase der liturgischen Bewegung“. Die Tatsache, dass man in Ensen tagte, zeigte den Einfluss Schnitzlers, denn dieser war dort seit 1941 Geistlicher Rektor am Alexianer-Krankenhaus und fungierte als Einladender. Seit 1945 war in Ensen auch das Priesterseminar ansässig, wo unter Regens Frotz Schnitzler als Liturgikprofessor wirkte.

Zeitgeschichtlich ist es interessant, dass die ersten Bemühungen um eine Netzwerkbildung der Liturgiker also der Enzyklika „Mediator Dei“ vorausgingen, mit welcher Papst Pius XII. am 20. November 1947 einen wegweisenden Impuls für die Liturgie setzte und insbesondere auch die wichtigsten Ziele der Liturgischen Bewegung kirchenamtlich anerkannte.

Schnitzler – übrigens auch Mitglied der bereits 1940 geschaffenen Liturgischen Kommission der Bischofskonferenz – gehörte gemeinsam mit Klemens Tillmann am 17. Dezember 1947 zu den Gründern des am Rande der 11. Konferenz der Liturgischen Kommission in Augsburg errichteten Liturgischen Instituts in Trier, er war auch formal Mitglied des 1950 errichteten Trägervereins.

Die zuerst noch zaghaften Vernetzungen trugen bald ihre Früchte. Dies zeigte sich insbesondere am deutsch-französischen Verhältnis. Dreizehn Jahre vor Abschluss des Élysée-Vertrags über die deutsch-französische Freundschaft, nämlich vom 23. bis 26. Juli 1950 fand der erste Gedankenaustausch zwischen CPL und dem Liturgischen Institut statt, und zwar in Luxemburg. Hier gelang es Schnitzler, den französischen Liturgiker Aimé-Georges Martimort von einem gemeinsamen Vorgehen hinsichtlich der Reform der Karwochenliturgie und der Neugestaltung der Ostervigil zu überzeugen. Eine Reform der Liturgie in der Heiligen Woche sollte überdies erweisen, wie weit eine Reform der Liturgie insgesamt überhaupt möglich erschien. In einem abgestimmten Vorgang richteten der deutsche und der französische Episkopat entsprechende Gesuche an die Kurie. Das Dekret der Ritenkongregation „De solemnigiglia paschali instauranda“ vom 9. Februar 1951 war das Ergebnis dieser erfolgreichen Bemühung. Zugleich war eine Entwicklung initiiert, die in die Reform der gesamten Karwochen- und Osterliturgie münden sollte. – Schnitzler war inzwischen erfahren in der Nutzung privater Kontakte und im geschickten Versenden von Positionspapieren, etwa 1949 bei der Lancierung von Texten zur Reform der Tagzeitenliturgie.

Tagungen, Treffen und Kongresse

Neben den punktuellen Kontakten zwischen Liturgiewissenschaftlern und Pastoraliturgikern empfand man bald die Notwendigkeit, liturgiebezogene Themen ausführlicher zu erörtern. Der erste liturgische Kongress, der vom 20. bis 22. Juni 1950 in Frankfurt am Main zusammentrat, ermutigte zur Fortsetzung dieser Erfahrung. In seinem begeisterten Bericht vermittelte Schnitzler besonders das dort vorgetragene Postulat Romano Guardinis von der Gegenwart Gottes im Wort – eine Theologie, die ganz auf der Linie Schnitzlers lag.

Im Hinblick auf den liturgiewissenschaftlichen Diskurs dieser Zeit ist vor allem die Serie der „Internationalen Liturgischen Studientreffen“ zu nennen, darunter zwischen 1951 und 1960 sieben normale und einige zusätzliche Treffen zu Spezialthemen. Die von Liturgiekommission und Liturgischem Institut ausgehende Initiative verfolgte die Absicht zur Veranstaltung von mehrtägigen Gedankenaustauschen in einem eher kleinen Kreis. Das erste Treffen fand daher auch in der Benediktinerabtei Maria Laach statt, und zwar vom 12. bis 15. Juli 1951. Aus Frankreich reisten sieben Teilnehmer an, aus den Niederlanden vier, aus Belgien, Österreich und Italien jeweils drei, aus Luxemburg, der Schweiz, aus Spanien und den USA jeweils ein Teilnehmer, das größte Kontingent stellte Deutschland mit 22 Teilnehmern, darunter Theodor Schnitzler. Auf der Tagesordnung stand der soeben erst in Kraft getretene Ordo für die Osternacht und die bei dieser Reform noch offenen Fragen, ferner die notwendige Reform des Missale Romanum mit den heiklen Fragen von Eingriffen in den als unantastbar geltenden Ordo missae und der Liturgiesprache, schließlich die Kalenderreform. Bei diesen Diskussionen dachte man zudem über die Tagung hinaus: Man fertigte Voten zur Weiterverfolgung der Themen und setzte eine Liste für künftige Beratungen auf. Die Themen der weiteren Liturgischen Studientreffen umgriffen das gesamte Spektrum der seinerzeit als relevant eingestuften Themen, also alle liturgischen Formen und liturgischen Bücher, aber auch alle Querschnittsfragen von der Liturgiesprache über die Liturgiesymbole, die Probleme einer Großstadtpfarrei über die Konzelebration und Kirchenmusik bis hin zum Sakralraum und zur priesterlosen Sonntagsfeier. Die Erörterung der liturgischen Vollzüge kulminierte jeweils in der Betrachtung über die Ermöglichung der „Tätigen Teilnahme“, in den pastoralen Auswirkungen und den Konsequenzen für die Gemeinde. Eine spezielle Vertiefung bot die Frage nach dem Verhältnis von Bibel und Liturgie, näherhin der Vermehrung

von Schriftlesungen in der Liturgie. Man forderte drei anstelle von zwei Lesungen in der Messe, eine insgesamt dreijährige Perikopenordnung und eine Stärkung der alttestamentlichen Lesung. In berühmten Referaten beschäftigte sich Augustin Bea 1956 und 1960 mit der Wirkkraft der liturgischen Wortverkündigung. Man knüpfte an die Ausführungen Romano Guardinis beim Deutschen Liturgischen Kongress in Frankfurt an.

Schnitzler selbst hatte für 1952 und 1956 zwei Referate ausgearbeitet. Das erste für das Treffen in Odilienberg angefertigte, schließlich aber aus Zeitgründen nicht gehaltene Referat widmete sich den liturgischen und seelsorglichen Konsequenzen aus der Reform der Osternacht. Schnitzler hat sich 1952–1953 intensiv mit dieser Problematik beschäftigt und nach der pastoralen Begleitung dieser Gottesdienstformen gesucht. Das zweite der genannten Referate hielt Schnitzler 1956 in Assisi zur Bedeutung des Stundengebets (der Laien) und Volksandacht, deren Verbindung untereinander er aus der Liturgiegeschichte herleitete; gleichwohl trat Schnitzler für eine gestärkte Position des eigenständigen Laienstundengebets und gegen eine exklusive Zuordnung solcher Andachten zum priesterlichen Breviergebet ein. Die oft spirituell unterschätzten Nachmittagsandachten waren bereits früher von Schnitzler praktisch erprobt und systematisch thematisiert worden.

An den Liturgischen Studientreffen, die bis 1960 fortgesetzt wurden, waren zuletzt alle Persönlichkeiten und Institutionen beteiligt, die an der Entwicklung der Liturgik mitwirkten, die Bischofskonferenzen, die Vertreter der Wissenschaften, der Liturgischen Institute und Kommissionen, bis hin zu den Vertretern der Kurie, also Kardinäle, Bischöfe und Mitarbeiter der römischen Kongregationen. Die persönliche wechselseitige Kontaktierung hatte immer wieder ausloten können, wie weit die Kurie in Reformprozessen mitwirken würde und

welche Positionen verhandelbar waren. Gleichwohl waren alle Beteiligten – auch die Vertreter der Kurie – überrascht worden von dem 1959 gefassten sehr persönlichen Entschluss des Papstes, ein Konzil einzuberufen und dort auch die Liturgie zu behandeln. Den bisherigen, unverbindlichen Gesprächskreisen wurde deutlich, an einer umfassenden Liturgiereform und unbewusst an der Vorbereitung eines Konzils mitgewirkt zu haben.

Die Liturgiereform auf dem Konzil

An den eigentlichen Vorbereitungen des Zweiten Vatikanischen Konzils ist das Erzbistum Köln auf verschiedenen Ebenen beteiligt gewesen. Die von der Kurie erbetenen Behandlungsvorschläge wurden von Kardinal Frings einmal in seiner Eigenschaft als Erzbischof von Köln, dann aber auch als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz erstellt. Frings setzte bei liturgiebezogenen Themen auffallend wenige Akzente – etwa bei seinem Spezialanliegen, der Verhinderung des sog. volkssprachigen Choralgesangs. Man kann geneigt sein zu vermuten, dass diese Themen bewusst ausgeklammert werden sollten, weil sie anderwärts „auf gutem Wege“ waren und diese Kreise nicht gestört werden sollten. Damit ist wohl u. a. das vorbereitende Wirken Schnitzlers gemeint. 1960 wurde nämlich zugleich unter dem Vorsitz von Kardinal Gaetano Cicognani, dem gemäßigt konservativen Präfekten der Ritenkongregation, die für die liturgischen Fragen zuständige Unterkommission der *Commissio praeparatoria* errichtet. Als Sekretär fungierte der reformorientierte Annibale Bugnini; auch Theodor Schnitzler gehörte dieser Kommission an. Von den 67 Mitgliedern kannten einander 26 durch die langjährige Zusammenarbeit bei den Internationalen Liturgischen Studientreffen, d. h. dass diese Kommission – im Gegensatz zu anderen – sehr homogen war und die Mitglieder auch im Detail sehr ähnliche Ziele verfolgten, die sich leicht in Textfas-

sungen bringen ließen. Theodor Schnitzler hatte im Übrigen auch das Amt des Sekretärs einer anderen Kommission inne, die sich mit den sehr zentralen Themen des Aufbaus der Messe beschäftigte. Aufgrund der erwähnten guten Ausgangssituation waren bereits im August 1961 alle Arbeiten bei der Erstellung eines Schemas für die Konzilsväter abgeschlossen und konnte am 21. Februar 1962 vom vorsitzenden Kardinal unterschrieben werden. Mit diesem Tage endete die unmittelbare Einflussmöglichkeit Schnitzlers auf den Text, da nunmehr die Bischöfe als Konzilsväter zu entscheiden hatten.

Liturgiedebatte und Liturgiekonstitution

Bei der Diskussion um das vorgeschlagene Liturgieschema traten nun die Polarisierungen scharf aufeinander, d. h. das gesamte Spektrum bis hin zur totalen Ablehnung einer jeglichen Liturgiereform war ausgebreitet. Die Gegner hatten sich zum Teil mit Mitgliedern der Kurie verbündet oder waren auch mit jenen Kreisen identisch, die das Konzil als Ganzes zum bloßen Abstimmungsinstrument über kuriale Vorlagen degradieren wollten. Hier musste nun der hoch angesehene Kölner Erzbischof in seiner Eigenschaft als einer der Konzilspräsidenten Schnitzler und den anderen Protagonisten der Reform gleichsam sekundieren: Kardinal Frings sah bei dem als erstes Papier beratenen Liturgieschema zudem eine Möglichkeit, die Position der Konzilsväter und der Teilkirchen zu stärken. Frings verunmöglichte gewissermaßen die vollständige Ablehnung des Liturgieschemas durch seine in der Intervention vom 22. Oktober 1962 getroffene Redewendung von der Erfüllung des Testaments Pius XII. Damit wurden die negativen Interventionen etwa von Dante, Laraona und Ottaviani als Außenseiterpositionen erkennbar. Interessant ist freilich die Charakterisierung, die Schnitzler von Kardinal Alfredo Ottaviani veröffentlicht hat: „[Der Kardinal] ist ein

Theologe von ganz großem Format, ist einer der wärmsten Befürworter der liturgischen Anliegen der deutschen Katholiken, kennt die deutschen Verhältnisse, beherrscht die moderne Theologie und faßt dies alles in einer köstlichen, humorvollen Liebenswürdigkeit und Menschlichkeit zusammen.“ Diese nach dem großen Erfolg des Liturgieschemas formulierten Aussagen sind ein Zeugnis von Schnitzlers vornehmer und bescheidener Wesensart, die sich gleichwohl nicht davon abbringen ließ, auch gegen Widerstände für richtig erkannte Ziele über lange Zeiträume weiter zu verfolgen. In der Tat wurde das Liturgieschema am 22. November 1963 vom Plenum der Konzilsväter angenommen und am 4. Dezember mit 2147 Ja- und nur vier Nein-Stimmen als „Konstitution über die heilige Liturgie“ verabschiedet und dann von Papst Paul VI. promulgiert.

Es mag schwierig erscheinen, zu einem Zeitpunkt, da noch fast alle Archive für eine Benutzung gesperrt sind, die Frage nach dem Urheber einzelner Texte und Textpassagen zu stellen. Auch sollte man nicht verkennen, dass die Konzilsdokumente das Ergebnis eines längeren Ringens und gemeinschaftlicher Texterstellung sind. Dennoch kann man in Kenntnis des schriftstellerischen Werks und der Vorlesungen von Theodor Schnitzler wichtige Anliegen in der Liturgiekonstitution wiedererkennen: Er selbst hätte jede personenbezogene Zuordnung oder sogar die Reklamierung einer etwaigen Urheberschaft schon aus ethischen und kommunitären Gründen strikt zurückgewiesen. Dennoch lässt sich aus dem oben Vorgetragenen mit Leichtigkeit erkennen, dass die oft kritisch beäugten, von Schnitzler aber vehement verteidigten *pia exercitia* in SC 13 eine auffallende Stärkung („sehr empfohlen“) erhalten haben. Das Thema hatte – über den spirituellen Kontext hinaus – eine ekklesiologische Bedeutung, weil hier auch die liturgischen Zuständigkeiten der Teil- und Ortskirchen angesprochen waren. Schnitzler hatte nicht nur entsprechende Initiativen

zur Ausgestaltung von Andachten gemacht und das Thema systematisch, sondern auch bis zur Einzelfallanalyse – nämlich bei seinen Forschungen zur Geschichte der Kölner Fronleichnamsprozession – verteidigt. Die harte Haltung der Kurie konnte so aufgebrochen werden.

Aber auch bei anderen Positionen des Zweiten Vatikanums wird man an Positionen Schnitzlers – die oben zum Teil kurz gestreift werden konnten – erinnert. Genannt wurde oben schon das erfolgreiche Engagement zur Neuordnung der Karwochen- und Osterliturgie sowie die Betonung des Pascha-Mysteriums im liturgischen Jahreszyklus bis hin zum Wochenpascha; SC 106 wäre ohne diesen Reformprozess nicht in dieser Deutlichkeit formuliert worden. Die Wahrnehmung der Sakramentspendung als echte Liturgie und als Feier in der Gemeinde ist ein altes Anliegen Schnitzlers, d. h. die Bandbreite liturgischer Formen als Kostbarkeit zu erhalten und nicht in einer Scheinalternative zur Messfeier; dieses Bestreben findet sich in den Ziffern SC 61 ff. wieder. Und nicht zuletzt meint man bei der Lektüre von SC 7 und bei der Entfaltung der Gegenwartsweisen Christi – u. a. im Wort – die liturgischen Vollzüge des Kölner Katholikentags und des Eucharistischen Weltkongresses in München vor sich zu sehen.

Liturgie als Feier

Viel eher ins Auge fallende Elemente der Liturgiereform sind dann erst in den nachkonziliaren Dokumenten entwickelt worden. Im Bereich der Kurie sind sie untrennbar mit dem Namen von Papst Paul VI. und Annibale Bugnini verbunden, doch wirkten auch zahlreiche Experten aus vielen Ländern, Orden und Teilkirchen an diesen Texten bis hin zu der mühsamen Erstellung der liturgischen Bücher – vor allem dem 1970 fertig gestellten Missale – mit. Theodor Schnitzler hat sich auch diesen

nachkonziliaren Arbeiten nicht entzogen und ist Mitglied der einschlägigen Gremien geworden. Auch bei dieser Tätigkeit standen ihm stets die pastoralen Bedingungen in den Pfarren vor Augen, auch hier dachte er bereits bei der Erstellung der Texte an die Notwendigkeit der liturgischen Bildung, die er dann für Köln in seiner Erzbischöflichen Liturgieschule umsetzen konnte.

Ein großer Erfolg Schnitzlers war es, dass die theologischen Positionen der Liturgiekonstitution und der nachkonziliaren Liturgiereform stets Freiräume für die Gestaltung von Gottesdiensten „als Feier“ ließen. Hier war Raum gelassen worden für die organische Verbindung von historischen Traditionen und aktuell zu entwickelnden Formen. Schnitzler stand weder einseitig auf der einen oder der anderen Seite – sein nicht ruhendes, geradezu „ehrgeiziges“ Anliegen war die angemessene Weiterentwicklung von liturgischer Gestalt und liturgischem Gehalt.

Anmerkungen:

- ¹ Dieser Text stellt das gekürzte Manuskript eines Vortrags dar, der am 29. März 2010 beim Festakt zu Schnitzlers Geburtstags in der Aula von St. Aposteln zu Köln gehalten wurde. – Zur Vorgeschichte der Liturgiekonstitution aus Kölner Sicht vgl. auch Hanns Peter Neuheuser, Liturgierecht und Liturgiepastoral. Synodales Partikularrecht als Wegbereiter der Liturgiereform des Zweiten Vatikanums, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte kan. Abt. 126 (95) (2009), S. 341–396. – Vgl. künftig auch Hanns Peter Neuheuser, Liturgische Großveranstaltungen als kirchengeschichtliche Ereignisse. Impulse einer deutschen Teilkirche für die Liturgiereform des Zweiten Vatikanums (im Druck).

Wie ernst nehmen wir das Volk Gottes?

Das „Geheimnis des Glaubens“

Eine der großen Errungenschaften der Liturgiereform ist es, dass die Rolle der Gemeinde neu als Volk Gottes definiert worden ist. Damit findet auch in der Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils Niederschlag, was *Lumen Gentium* und *Gaudium et Spes* wieder entdeckt haben.

Es ist längst Selbstverständlichkeit, dass das Volk Gottes nicht mehr stummer Zuschauer des liturgischen Geschehens, sondern selbst Träger der Liturgie ist (vgl. SC 7).

Dass nach vorkonziliarem Liturgieverständnis die gläubigen Laien, also die versammelte Gemeinde, keine „gültigen“ liturgischen Akte vollziehen konnte, sondern der Priester daher diese mitvollziehen musste, um ihnen Gültigkeit zu verleihen, ist dem Bewusstsein fast entschwunden.

Dagegen bildet sich heute in der Liturgie ab, welche Rolle und Verantwortung dem getauften und gefirmten Christen in der Kirche zukommt. Die Mitwirkung des Laien, die Rolle auch des Ehrenamtes, die zurzeit vielfach neu bedacht wird, ist aus unserer Kirche nicht mehr wegzudenken. Das gilt auch für die Feier der Liturgie.

Folgerichtig durchzieht die Liturgiekonstitution geradezu wie ein roter Faden die Betonung der *participatio actiosa fidelium* (vgl. SC 14 u. ö.), die auch in der neuen Generalordnung für das römische Messbuch (vgl. GORM 18,20) zum Maßstab für eine angemessene Feier der Liturgie wird. Innere und äußere Mitfeier, Haltungen und

Gebärden, Rollen und Dienste, Gesang, Gebet und Schweigen sind Ausdruck dieser tätigen Teilnahme der Gläubigen. Die Messe beginnt, genau besehen, nicht mit dem Einzug der Liturgen, sondern damit, dass die Gemeinde sich versammelt (MB, S. 323).

Gerade die Diskussion um die Wiederzulassung der außerordentlichen Form des lateinischen Ritus macht deutlich, wie kostbar Vielen diese Errungenschaft geworden ist.

Umso erstaunlicher ist ein Blick auf eine wahrscheinlich völlig unbewusste Praxis, die Land auf, Land ab über Sprachgebiete hinweg vorzufinden ist und die im Letzten – streng genommen – das Volk Gottes, die versammelte Gemeinde als Subjekt der Liturgie nicht ernst zu nehmen scheint.

Die Allgemeine Einführung in das Messbuch (AEM) sowie die neue GORM weisen einzelnen Ämtern und Diensten bestimmte Rollen und Aufgaben, hierbei auch den Vollzug bestimmter Texte und Gebete zu: Priester, Diakon, Lektoren, Akolythen usw. Die Liturgiekonstitution weist in SC 28 ausdrücklich darauf hin, dass jeder all das und nur das tun solle, was ihm gemäß seiner Rolle und liturgischen Regeln zukommt. Dass bisweilen dennoch ein Priester oder Diakon trotz Anwesenheit von für den Lektorendienst geeigneten Laien vorträgt, ist inzwischen Gott sei Dank die Ausnahme. Die Rolle der Gemeinde, die in den Rubriken des Messbuches eigens vorkommt, findet in der Regel jedoch unzureichend Beachtung.

Ein herausragendes Beispiel hierfür ist das „Geheimnis des Glaubens“. Das Messbuch weist die Akklamation im eucharistischen Hochgebet nach der Wandlung der Gemeinde zu. Zu erleben ist jedoch von der Papstliturgie über das Pontifikalamt in der Kathedrale und das Konventamt erhabener benediktinischer Liturgie bis zur Messfeier einer Pfarrgemeinde, dass der Zelebrant die Akklamationen mitsingt oder mitspricht und damit der Gemeinde den ihr ureigenen

Teil innerhalb des Hochgebetes nicht zukommen lässt. Als häufigen Einwand höre ich, der Vorsteher der Liturgie sei doch auch Teil der Gemeinde.

Dieses Argument trifft jedoch in mehrfacher Hinsicht nicht zu.

Zum Ersten stellt die Liturgie in ihrer Feiergestalt die Vielzahl der Ämter und Dienste der Kirche dar. Daher steht der Leiter in seiner liturgischen Rolle der Gemeinde stets gegenüber.

Zum Zweiten sind die Rollenzuweisungen der Rubriken des Messbuchs wie ein Regiebuch zu lesen. Hier ist die Rolle der Gemeinde durchgehend zu verstehen als die zur Feier der Messe versammelten gläubigen Laien. Das belegen die Rubriken selbst: Der Priester eröffnet die Feier nach dem Kreuzzeichen mit dem liturgischen Gruß. Hierauf antwortet laut den Rubriken „die Gemeinde“ mit „Und mit deinem Geiste“. Kaum ein Vorsteher der Liturgie käme auf die Idee, sich diese Antwort selber zu geben oder mit der Gemeinde mitzusprechen mit der Begründung, er gehöre doch auch zur Gemeinde. An anderen Stellen des Messbuchs weisen die Rubriken eindeutig zu, wenn Priester und Gemeinde gemeinsam sprechen, z. B. das Vater unser und die Antwort auf die Einladung zur Kommunion („Herr, ich bin nicht würdig“). Hier heißt es im Messbuch: „Der Priester und die Gemeinde sprechen ...“.

Zum Dritten belegt die Diskussion um die Einführung des „Geheimnis des Glaubens“ bei der Reform des Messritus, dass die Akklamation ausschließlich der Gemeinde zukommt. Gegen die Einführung der Akklamation noch vor dem Anamnesegebet wurde nämlich damals ins Feld geführt, dass die Gemeinde die anamnetische Aussage von Tod und Auferstehung Jesu noch vor dem Priester spreche, was ihr nicht zukomme. Die Reformer setzten sich dagegen damit durch, dass sie darauf hinwiesen, dass es sich beim Text der Gemeinde um eine Akklamation handele, die den Duktus des Hochgebetes unterbreche und sich an Christus wende, während das Anamnesegebet des Priesters sich wie das gesamte

Eucharistische Hochgebet an den Vater richte. Insofern nehme die Gemeinde dem Priester nichts vorweg.

Ähnliche Feststellungen sind für das abschließende Amen des eucharistischen Hochgebetes, aber auch aller Präsidialgebete und für die Doxologie des Vaterunsers nach dem Embolismus zu treffen.

Hierbei geht es nicht um Rubrizismen, sondern um Ernstnahme des Volkes Gottes. Der Priester hat zu schweigen, wenn die Gemeinde im Sinne der christgläubigen Laien ihre ihr ureigene Aufgabe wahrnimmt.

Natürlich betet der Priester nicht in absichtlicher Respektlosigkeit die Gemeindeteile mit. Dennoch täte manche Sensibilität Not, wollten wir als Priester nicht den Eindruck erwecken, das liturgische Gebet des Volkes habe nur seinen Wert oder gar seine Gültigkeit, wenn wir Priester es mitsprechen.

Was in vielen pastoralen Situationen des Gemeindelebens Selbstverständlichkeit ist, sollte sich auch in der Liturgie abbilden, wie es das Messbuch uns vorbildlich nahe legt.

Fresh expressions of church

Erneuerung auf anglikanisch

Im September 2009 hat sich eine ökumenische Reisegruppe für eine Woche nach London begeben – auf Spurensuche nach neuen Wegen des Kircheseins. Der Hintergrund für eine solche Reise ist schnell beschrieben. Die Krise milieukirchlicher Verfasstheit des Christseins und der Kirche hat die anglikanische Kirche schneller getroffen als den europäischen Kontinent. Beschleunigt wurden die Abbruchsprozesse durch die Finanzkrise der 90er Jahre. Für die anglikanische Kirche begann auf diese Weise eine Dekade der Evangelisierung, die aufruhte auf den Erfahrungen und Beobachtungen über das Christwerden Erwachsener. Eine erste Konsequenz war eine klare Ausrichtung evangelisierender Pastoral auf Erwachsene. Schon bald nach diesen intensiven Bemühungen wuchs eine unangenehme und herausfordernde Erkenntnis: die „jungen“ Christen konnten nicht in die traditionellen Gemeinden integriert werden. Das Hineinwachsen in den christlichen Glauben dauerte offensichtlich länger, die Übernahme der Tradition geschah durch ihre Transformation – und es dauerte nicht lange, dass sich eigene Gemeindeformen entwickelten, die auf den ersten Blick gar nicht „passten“. Schon bald erkannten die anglikanischen Bischöfe, dass die episkopale Verfasstheit der Ortskirche Raum gab für Gemeindeexperimente.

Für unsere evangelische wie katholische Umbruchssituation war und ist dies eine Entwicklung, die uns 15 Jahre vorausschauen lässt. Sie zeigt, wie Menschen mit Charisma und Mut sich auf eine posttraditionelle und bunte Kirchenwirklichkeit ein-

lassen können, und wie das Evangelium sich hier neu Gestalt und Bedeutung verschafft.

HTB

„Does God exist?“ In diesen Tagen in London konnte man die Plakate und Busaufdrucke kaum übersehen. Es war Werbephase für den Alphakurs, jenen Kurs für erwachsene Glaubenssucher, der wohl weltweit in allen Kirchen – auch in der katholischen Kirche – am meisten verbreitet ist. Er stammt aus einer anglikanischen Gemeinde in Brompton: Holy Trinity Brompton (HTB) wird von Nicky Gumble als Pastor begleitet, der diesen Kurs entwickelt hat. Es ist Donnerstagabend. 200 junge Erwachsene sind zu einem Multiplikatorentreffen gekommen – sie alle werden in zwei Wochen ihre Glaubenskurse beginnen. 200 junge Erwachsene, Männer und Frauen, aus allen Berufen, die nach ihrer Arbeit hierher kommen, um ein wenig zu lernen, wie dieser Glaubenskurs geleitet wird. Das ist beeindruckend, denn HTB hat sich in den vergangenen Jahren vervielfältigt, auch über London hinaus. Tochtergemeinden wurden gepflanzt und wachsen. Auf dem Hintergrund einer biblischen Spiritualität sind hier Menschen vom Glauben begeistert und feiern ihn. Ja, das mutet freikirchlich an. Aber warum so schnell urteilen: Lobpreismusik wird auch in den Jugendkirchen lieber gesungen als das NGL, und warum sollte man nicht frei beten lernen? Eins fällt schon bei diesem ersten Besuch auf. Es geht deutlich vor allem um Katechese, es geht deutlich und vor allem um eine fundamentale Verkündigung – und es geht vor allem um die Erfahrung von echter Gemeinschaft. Es ist eigentlich genau das, was in unserem Kirchenkontext umstritten ist: jene klare und deutliche Umkehrpredigt, die doch zugleich gesellschaftsrelevant ist – und die hohe Bedeutung von Zugehörigkeit. Auf englisch heißt hier die Devise: *belonging before believing*. Mit anderen Worten: erfahrbare Zugehörigkeit

ermöglicht Glaubenswachstum. Eine spannende, und doch so katholische These, die allerdings dort bestritten wird, wo die Kirchensoziologen den homo individualis konstatieren. Und wenn das nicht die letzte Wahrheit ist? Die ungeheure Gastfreundschaft, die hier in HTB, aber eben überall erfahrbar ist, zeigt ein anderes Bild. Glaubenswachstum und Gemeindebildung gehen Hand in Hand. Und das spricht junge Menschen an. Kann das verwundern?

Church on the corner

Eine Gemeinde stirbt. Sie muss ihre Kirche verkaufen. Doch mit dem letzten Geld kauft der alte Pfarrer eine ehemalige Kneipe, damit die wenigen jungen Christen seiner Pfarrei einen neuen Anfang machen können: wir sind in „church on the corner“. Mark Fletcher, der nicht mehr ganz junge anglikanische Pfarrer dieser Gemeinde begrüßt uns in einem der Arbeitszimmer über dem Versammlungsraum. Was er erzählt, ist spannend. Hier sammeln sich jeden Sonntag etwa hundert junge Leute, um ihren Glauben zu feiern. Unverheiratet und unter 30. „Das bringt viele Beziehungsprobleme“, lächelt Mark mühsam. Aber es ist eine faszinierende Erfahrung. Diese jungen Leute entdecken Christus und wollen es. „Am Anfang dachte ich, dass meine Predigt höchsten 10 Minuten dauern dürfe ... aber sie wollten mehr. Inzwischen bin ich bei 25 Minuten angekommen...“ Denn es gibt einen Hunger nach Einführung in den Glauben – einen Hunger nach Glaubenserfahrungen und Glaubenszeugnissen. „Deswegen ist das Hauptwort unseres Gottesdienstes auch „Mystagogie“. Es geht darum, dass sie sich dem Geheimnis nähern können ...“ Viele Aktivitäten wachsen, je nach dem, was die einzelnen wollen. Und inzwischen entdeckt die Gemeinde auch ihren sozialen Auftrag. Während der Woche ist „church on the corner“ ein Kindergarten, und die Kontakte mit dem ärmeren Umfeld führen zu vieler ehrenamtlicher Arbeit in der Nachbarschaft. Wir fragen

Mark, wann denn die Leute seine Gemeinde verlassen? „Wenn sie heiraten, dann ziehen sie um ... Ich weiß nicht, wie es dann vor Ort weitergeht...“

Legacy XS

Eine Stunde von London entfernt, in einem kleinen Ort an der Themsemündung, findet sich das größte Skaterzentrum Südenghlands. Und es ist eine christliche Gemeinde. Die Idee war ganz einfach: Was versammelt hier junge Menschen, die in den Kirchengemeinden vor Ort faktisch nicht mehr vorkommen? Und so fing es an. Inzwischen gehören über 2000 Jugendliche zum Skateclub und können die große Anlage benutzen. Sie wird getragen von Michael, einem Anglikaner, der hier seine Leidenschaft gefunden hat und erst Mitte 30 angefangen hat, Theologie zu studieren. Ein Spätberufener. Mit ihm eine kleine Gruppe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die in einer quasiklösterlichen Wohngemeinschaft leben. Man kann ein Jahr mitleben in diesem Pfarrhaus. Viel Musik, viele Aktivitäten – und jeden Sonntagabend ein Gottesdienst für die Skater. Etwa 80 bis 100 Jugendliche sammeln sich da, wenn Michael seine Skaterstola überzieht und die Rockmusik das Beten begleitet. Es ist beeindruckend: Wer sich einlässt auf die Menschen auf dem Grund des Evangeliums, um den herum wächst Gemeinde.

All saints

„Die Kirche wird bald abgerissen“ – Zu wenig Personen sammeln sich in Twickenham, und die Diözese ist kurz davor, aus finanziellen Gründen. Da passiert ein Wunder. Die Nachbargemeinde ist eine wachsende und evangelisierende Gemeinde und sie beschließt, eine Gruppe nach All saints zu entsenden. Kein einfacher Prozess. Ein geistlicher Prozess. Und sie gehen mit 50 Personen in die fast ausgestorbene Gemeinde, um dort neu zu beginnen. Natürlich

sind noch einige ältere da, die ihrerseits gar nichts anderes wollen, als dass es einfach so weitergeht. Das versichern ihnen die jungen Pastoren: Der Gottesdienst um 9h am Sonntag wird weiterhin der klassische anglikanische Abendmahlsgottesdienst sein ... Aber am Sonntagabend, und später auch am Sonntagmorgen um 11h wächst Schritt für Schritt eine neue Gemeinde: Die Familien aus der Nachbarschaft, die zugezogen sind, werden durch Glaubenskurse, vor allem aber auch durch eine intensive Gestaltung der Gottesdienste neu für den Glaubens interessiert. Es entsteht eine Gemeinschaft, die sich auch sozial engagiert. Und gerade auch die sozial Schwächeren, die hier leben, finden langsam ein Zuhause und Geschmack am Evangelium ...

Wer All saints näher anschaut, der entdeckt recht schnell Elemente, die sich mit den anderen Erfahrungen verknüpfen lassen. Immer geht es darum, dass eine Zeuggemeinschaft andere einlädt. Das geschieht durch Beziehungen, das geschieht durch ein attraktives Angebot, das sich aber orientiert an dem Ort und an der Kultur der Menschen, die hier leben. Und immer steht im Mittelpunkt, dass alle eine Gabe einbringen können ... Immer geht es auch darum, im Glauben zu wachsen. Glaubenskurse, mindestens aber intensive Glaubenslehre stehen im Zentrum des Bemühens. Und eins fällt gerade hier besonders auf: Wie kommt es eigentlich, so fragen wir, dass das Pastoralteam so eine Linie fahren kann? „Wir kommen alle aus demselben anglikanischen Seminar in Oxford... dem eher evangelikal!““, so die freundliche Antwort.

Risiken und Nebenwirkungen: Eine Gebrauchsanweisung für fresh expressions

Doch einzelne und begeisternde Erfahrungen sind nicht alles. Es braucht eine Gebrauchsanweisung gewissermaßen, die verhindern soll, dass wir Beobachter in blinder Begeisterung frühzeitige Übertragungen wagen, ohne die tieferen Vorausset-

zungen zu erkennen, und also die veränderte Kultur des Kircheseins, die all diesen Erfahrungen zugrunde liegt. Ja, es geht hier um eine Neueinschreibung des Evangeliums in unsere Kultur – und um die Entdeckungsgeschichte dieser neuen Kulturmerkmale geht es eigentlich. Mehr noch als vergeblich Erfahrungen zu kopieren, wie sie hier knapp beschrieben sind, geht es darum, die Wurzeln zu verstehen, aus denen dann auch bei uns eine neue Kultur des Kircheseins wachsen kann.

1. Mind the gap

An vielen Londoner U-Bahnstationen wiederholt eine sonore Männerstimme diesen Satz: „Mind the gap“ – Denke an den Abstand, und mache einen großen Schritt, damit du nicht in den Zwischenraum zwischen U-Bahn und Bahnsteig gerätst. Eine gute Grundvokabel für den Auftakt unseres weltkirchlichen Lernens. Denn genau an diesen Abstand ist zu denken, wenn man nicht zu kurz springen will.

Weltkirchliches Lernen ist kein spannungsloser Übertrag. Auch wenn vieles faszinierend ist, auch wenn vieles so attraktiv für Übertragung und rasche Umsetzung zu sein scheint – mind the gap! Bedenke den Abstand, der zwischen Kirchenentwicklungen liegt, der in unterschiedlichen kulturellen Voraussetzungen liegt, in unterschiedlichen Rahmenbedingungen der Kirche.

Ganz schnell fallen einem dann die Unterschiede ein. Die anglikanische Kirche ist erheblich „ärmer“ als die deutschen Großkirchen, die bei aller Klage doch noch sehr gesichert dastehen. Diese Armut aber führt zu einem erstaunlichen „Sprung“: Wer in der Kirche von England sich auf das Abenteuer jenseits der klassischen Gemeindeversorgung einlässt, der riskiert nicht wenig. Denn so offen die Kirche von England inzwischen für evangelisierende Aufbrüche ist, so sehr mutet sie den Protagonisten zu, zu riskieren: „Natürlich können Sie diese neue Gemeinde begründen, natürlich werden wir Sie dieser Aufbruchserfah-

zung zur Verfügung stellen – aber Sie wissen, dass Sie sich innerhalb eines Jahres finanziell selbst tragen müssen ...“

Wer unter diesen Voraussetzungen startet, der braucht einen starken Glauben, der braucht ein starkes Wissen um seine Mission und Sendung, eine Spiritualität des Vertrauens auf Gottes Handeln – und genau das hatten die Menschen, die wir getroffen haben. Personen, Laien wie Priester, für die die wirtschaftliche Absicherung eine Posteriorität war. Priorität hatte die Leidenschaft zur Evangelisierung ...

Mind the gap: Diesen inneren Unterschied gilt es zu bedenken: the difference, that makes the difference!

Ein weiterer Unterschied: An vielen Stellen ist die klassische Wirklichkeit ererbter Traditionen schon an ihr Ende gekommen. Wenn also neue Aufbrüche in alte Kirchengebäude und entsprechend überalterte Gemeinden einziehen können, dann ist der Level des Abbruchs doch noch einmal gewaltig größer als in deutschsprachigen Gemeinden. Hier sah und spürte die klassische Pfarrei tatsächlich das Dahinscheiden in greifbarer Nähe – und konnte sich darüber nicht mehr täuschen.

Und schließlich: Die anglikanische Kirche haben wir nur in einem kleinen Ausschnitt kennen gelernt. In einer Metropole wie London sieht es anders aus als auf dem Land, wo viele Gemeinden sich eine Vielfalt nicht ermöglichen können – und die pastoralen Mitarbeiter und Priester entstammten einem bestimmten Spektrum der anglikanischen Kirche: dem gemäßigt evangelikalen Flügel. Bischof John Finney hatte uns im Vorfeld berichten können, dass die Wachstumssegmente der anglikanischen Kirche nicht in der liberalen Mitte, aber auch nicht auf den radikalen Flügeln katholisch-konservativer wie evangelikaler liegen – sondern in einem dialogfähigen Strom der Evangelikalen wie der „Hochkirchlichen“, die Evangelisierung und Liturgie in den Mittelpunkt ihres Handelns stellen.

Mind the gap – das ist aber auch eine inhaltliche Herausforderung. Denn was

braucht es mehr, als die Distanz zwischen den kirchlichen Menschen und ihren Selbstverständlichkeiten und den vielen Zeitgenossen zu überwinden. Das fällt eben bei all den Erfahrungen auf, die wir besuchen konnten. Die Leidenschaft der Protagonisten überspringt die kirchlichen Gewohnheiten und lässt sich ein, auf die Skater, die in Legacy XS eine Heimat finden; die jungen Verdienen, die sich in einer ehemaligen Kneipe - church on the corner – sammeln; oder die Moot-community. Mind the gap wird fast so etwas wie ein soteriologisches Schlagwort. So wie Gott in seinem Sohn alle Zwischenräume aus Liebe zu uns Menschen übersprungen hat, so überspringen leidenschaftliche Pfarrer die Distanzen zu den entkirchlichten Menschen, um das Evangelium von ihnen her zu verkünden.

Mind the gap – was können wir dann aber lernen, inmitten dieser Unterschiede? Ein allererstes ist gar nicht geknüpft an Umsetzungen. Es geht um die Sicht der Dinge – um eine leidenschaftliche Wahrnehmung der Menschen und der Sehnsucht, Ihnen mit dem Evangelium nahe zu kommen. Um jeden Preis, auch den der eigenen Ungesicherheit. Diese Leidenschaft können wir lernen, sie ist die Brücke über alle „gaps“, die sich zwischen England und dem Kontinent auftun, denn sie führen dazu, sich zunächst auf die Menschen einzulassen, und Ihnen von innen und aus tiefer Freundschaft das Evangelium so zu verkünden, wie es ihnen dient.

2. Management of decline

Immer wieder war dieses Wort in England zu hören. Es beschreibt eine Möglichkeit des Umgangs mit den Krisenphänomenen, die auch wie erleben. Paul Zulehner hatte bissig von den Strukturmaßnahmen von einem weitverbreiteten „Downsizing“ gesprochen: Mit verminderten Ressourcen soll weitergeführt werden, was bisher und immer war. Die Briten sprechen hier noch deutlicher. Das „management of decline“ –

das Management des Niedergangs – wurde von ihnen deutlich benannt. Dort, wo die Situation einer Pfarrgemeinde in einem immer schwächeren „business as usual“ weitergeführt wird, wird eben nur der Prozess des Verlöschs weitergeführt.

Management of decline beschreibt also eine Haltung, wie sie Administrationen zu eigen ist und zu eigen sein muss: die Gestaltung des Vorhandenen hat die möglichst lange Bewahrung des Status quo im Auge – nicht den Neuaufbruch.

3. The 70% church

Warum eigentlich gibt es viermal den gleichen Gottesdienst in der Aufbruchskirche „Holy Trinity Brompton“, von der der Alphakurs ausgegangen ist? Warum wurde nach einiger Zeit neben dem Zweitgottesdienst in „All saints“ ein weiterer Gottesdienst eingeführt? „Ganz klar“, so sagt uns ein Mitarbeiter, „das muss so sein! Wir folgen der 70% Regel“, ... von der wir noch nichts gehört hatten: Wenn nämlich ein Gottesdienst für Suchende und Beginner stattfindet, dann darf die Kirche nicht zu leer sein – aber auch nicht zu voll. Deswegen sind beide Dinge zu beachten: Wenn eine neue Gemeinde gegründet wird, dann braucht es eine Gruppe von fast 50 Personen – sonst können kaum Menschen eingeladen werden. Die Eingeladenen fühlen sich nämlich unwohl, wenn sie den Eindruck gewinnen, dass der Gottesdienst um ihres Willen veranstaltet wird.

Aber es gilt eben auch umgekehrt: Wenn „Neue“ kommen, und die Kirche ist zu voll, dann werden sie sich eventuell gedrängt fühlen, zu dicht neben Unbekannten sitzen zu müssen. Deswegen ist die 70% Füllung wichtig – es muss noch die Möglichkeit geben, alleine zu sitzen.

4. We love them

Eine Grunderfahrung, die überraschend ist, ist uns immer wieder begegnet: eine unheim-

liche Katholizität. Zwei kleine Erfahrungen sind hier sehr aussagekräftig und sprechend.

Es war am Samstagnachmittag, als wir uns etwas außerhalb von London, in einem kleinen Ort in Sussex die „Skaterkirche“ ansahen. Ja, es ist die größte Skateranlage, die im Südwesten Englands zu finden ist, und 2000 junge Menschen sind Mitglieder, von denen 70 am Gottesdienst teilnehmen, der jeden Samstagabend gefeiert wird – und 10 Jugendliche leben in einer quasimonastischen Gemeinschaft für ein Jahr mit.

Eine großartige Erfahrung. In der Hauptstraße dieser Themsekleinstadt sind auch andere Gemeinden verschiedener Denominationen. Father Peter hatte seine Erfahrung auch in den anderen Gemeinden bekanntgemacht – und dann war er auf eine traurige ältere Methodistengemeinde gestoßen: „Wir würden Ihnen gerne Jugendliche schicken – aber wir haben keine...!“ „Wieso habt ihr keine“, antwortete Peter, „wir gehören doch alle zum selben Leib Christi – es sind doch auch eure Jugendliche, die in meiner Skaterkirche mitmachen...“

Eine ähnliche Erfahrung habe ich in der Gemeinde des Alphakurses, in „Holy Trinity Brompton“ gemacht. Am Sonntag wollte ich dort alle vier Gottesdienste besuchen – und vorher „nebenan“ in der katholischen Kirche „Brompton Oratory“ zur Messe gehen. Ich landete dort, unversehens, in einer Messe in der tridentinischen Form. Ein wenig durcheinander, weil irritiert, landete ich dann in „HTB“, in einem sehr schwungvollen Lobpreisgottesdienst, an dessen Ende ich mit dem charismatischen Pfarrer, Nicky Gumble, sprechen konnte. Und ich fragte ihn unter anderem nach dem Verhältnis zu den etwas traditionelleren Nachbarn.

Seine Antwort war ganz einfach: „We love them“ „? – Ihr seid doch völlig anders und ganz verschieden ...“ „Wir alle gehören zum Leib Christi, und diese netten Brüder leihen uns immer wieder ihre Kirche, wenn unsere zu klein ist ...“

Keine Dialektik, kein Urteil – von den anglikanischen Brüdern und Schwestern ist eine katholische Weite zu lernen. Kirche ist größer als die Erfahrung, die man gerade

macht – und sie ist in einer Vielfalt möglich, die erst einmal ohne Urteil die Verschiedenheit wahrnimmt und würdigt.

5. Mixed economy of church

Das Wort entstammt einem Reflexionsprozess der Kirche von England. Zunächst wurden – zu Beginn der 90er Jahre – die Evangelisierungsbemühungen gefördert, doch dann kam es zu einer kritischen Auseinandersetzung. Es stellte sich nämlich recht schnell heraus, dass diejenigen, die durch Glaubenskurse wie „Alpha“ oder „Emmaus“ neu in den christlichen Glauben und in die christliche Glaubensgemeinschaft fanden, schon bald auch ganz eigene Kirchenformen und Gestalten des Kircheseins ausprobierten. Mit einer neuen Weise des Christwerdens entstand auch eine neue Weise des Kirchewerdens.

Was zu Beginn sehr beargwöhnt wurde, weil es ja irgendwie eine Konkurrenz darstellte, wuchs dann doch immer mehr, so dass eine ausführliche Reflexion notwendig wurde: die anglikanische Ekklesiologie konnte sehr wohl – aus einer episkopalen ortskirchlichen Perspektive – neue kirchliche Orte aufnehmen.

Schon bald sprach Erzbischof Rowan Williams von einer „mixed economy of church“, und kann damit vermeiden, dass es zu einer tendenziösen Bewertung der unterschiedlichen Kirchenerfahrungen kommt. Sowohl die klassischen Gemeindefahrungen, als auch die experimentellen und unabgeschlossenen Versuche neuer Gemeindebildung werden hineinbeschrieben in den Begriff der „mixed economy“ – eine „Mischkultur“ unterschiedlicher Kirchenorte hat den Vorteil, dass Einheit nicht von einem Normbegriff klassischer Formen und Gestalten bestimmt wird – und dass umgekehrt auch nicht die klassischen Gemeinden zugunsten neuer Erfahrungen zu Auslaufmodellen gemacht werden.

Denn genau dies wird man ja auch nicht sagen können. Sowohl können sich klassische Gemeinden weiterentwickeln, wie auch

neue Aufbrüche zuende gehen können. Gewiß scheint aber zu sein, dass die Zukunft kirchlicher Sozialgestalten in einer Perspektive größerer Vielfalt gesehen werden will.

Von daher entspricht der Begriff der „mixed economy“ dem nach vorne offenen Entwicklungsprozess der anglikanischen Gemeinschaft.

6. Vision: without a dream – and without a team – we cannot start

In England ist eines ganz klar geworden. Hinter jeder auch nur anfänglichen Realisierung einer Aufbruchserfahrung steckt eine Vision, die leidenschaftlich verfolgt wird. Und es reicht auch nicht, wenn es da einen Visionär gibt, der irgendeiner Idee nachgeht. Sicher gibt es charismatische Führungspersönlichkeiten, die eine echte Gabe für Neuaufbrüche haben – aber es braucht auch eine Visionsgemeinschaft: We cannot start without a vision.

Doch diese Vision ist ihrerseits keine spinnerte Idee – dort, wo wir Visionen begegnet sind, waren diese Zukunftsperspektiven eingebunden in eine tiefe Spiritualität des Gebets, der Gemeinschaft, des geistlichen Ringens und Unterscheidens.

Eine Vision ist nämlich zum einen vorgegeben. Es ist das Reich Gottes, das Himmliche Jerusalem, wie es dann aber konkretisierend in die Gegenwart hineingefügt werden muss. Es geht darum, sich von dieser Wirklichkeit leidenschaftlich anstecken zu lassen und das Feuer der Leidenschaft für sein Reich nicht zu ersticken. Deswegen ist die visionäre Perspektive, die wir kennen lernen durften, keine Konstruktionsüberlegung für die Zukunft, sondern eine ganzheitliche Weise, auf einen Ruf Christi zu antworten.

Ganz sicher: ohne Vision keine Leidenschaft, ohne Visionsgemeinschaft kein Aufbruch. Und schließlich: Visionen und ihre Verwirklichung wollen erbetet, erlitten und erlebt werden.

Damit gilt also zugleich: Without a team we cannot start! Die Teamorientierung, die

Maß nimmt an den verschiedenen Charismen der Teamer, ist eine der wesentlichen Grundlagen eines visionsorientierten Gemeindeaufbaus und eines gemeinsamen Gemeindegründungsprozesses.

Churchplanting oder fresh expressions of church

„Dreißig Jahren haben wir vergeblich an die Türen der Kirche geklopft – und jetzt brechen die Wände von selbst zusammen“ – so resümmieren Bob und Mary Hoskins ihre Bemühungen um „churchplanting“. Hinter diesem Begriff steht ein Konzept, das in den vergangenen dreißig Jahren einen umstrittenen Weg in der anglikanischen Kirche gegangen ist: Ist es möglich, inmitten der territorial und doch um Kirchen herum zentrierten Pfarrgemeinden neue „Gemeinden“ zu „pflanzen“ – etwa in einem Stadtviertel oder in einem Café. Der Begriff ist aus der Tradition der Mission. Man spricht auf gut deutsch von der „implantatio ecclesiae“, womit ja auch immer zugleich deutlich wurde, dass es hier um ein Handeln der Inkulturation geht – um Wege, wie Kirche mitten in der Gesellschaft neu wachsen kann.

In den vergangenen Jahren aber ist die Rede vom theologisch aufgeladenen Begriff des „churchplanting“ hinter dem eher beschreibenden Begriff der „fresh expressions“ zurückgetreten: „Neue Erscheinungsformen des Kircheseins“ beschreiben nun alle Versuche, jenseits und diesseits der klassischen Gemeinden neue Gemeindeformen zu gründen und zu leben. Dabei ist in jedem Fall klar, dass diese Gemeindeformen nicht eigene Freikirchen werden, sondern eingebunden sind in die anglikanische *Communio* und dass dies auch durch Sendung und Verantwortlichkeit der Pastoren und Pfarrer deutlich wird.

7. Church for beginners

Das ist eigentlich das wesentliche Schlüsselwort der anglikanischen Erneu-

erungsbemühungen. Und es fiel in einem Nebensatz. Aber es trifft genau die Herausforderung der Kirchenentwicklung. Denn es geht nicht nur darum, Kirche in einer größeren Vielfältigkeit als *mixed economy of church* zu denken, sondern zugleich eine weitere Dimension wahrzunehmen: das Wachstum des Glaubens selbst. Jenseits einer selbstverständlichen Traditionsverbundenheit, die zu einer selbstverständlichen Taufverbundenheit und – wenn auch häufig nur äußerlichen – sakramentalen Initiation führte, begegnen wir heute Menschen, die in unterschiedlicher Weise den Status des Vorkatechumenen repräsentieren.

Auf diesem Hintergrund stellen sich viele Experimente des Kirchewerdens als Orte heraus, in dem Christwerden zuallererst erst möglich werden soll. Es sind in diesem Sinne „Gemeinden“, in denen durch das Leben miteinander, das Hören und Leben der Botschaft des Evangeliums und die Feier von „Beginnergottesdiensten“ – und das sind meistens „Katechesegottesdienste“ – Menschen gesammelt werden, die auf dem Weg des Christwerdens sind.

Von daher gesehen ergibt sich also auch eine Kirchenbildung, in der für verschiedene Gruppen und Stufen von Christwerden der Raum gefunden wird, in dem Kirchenbildung im „Vorhof“ geschieht: es ist nicht die geprägte Gemeinschaft der Initiierten, sondern eine Gemeinde der Initiandi, die begleitet und geprägt werden durch das Zeugnis charismatischer Vorbilder und Gemeinschaften.

Diese Beobachtung nimmt auch die Spannung aus der möglicherweise ungewohnten Vielfältigkeit und Unüberschaubarkeit von Sozialgestalten der Kirche. Es ist einleuchtend, dass es heute auch zeitintensive Räume des Christwerdens braucht, und dabei eigene und prägende Gemeindebildungen vor allem dann nötig werden, wenn es klassischen Kirchengemeinden nicht gelingt, „neue“ Glaubende einzuführen.

8. RCIA

Rite for Christian Initiation of Adults: die Fahrt der ökumenischen Studiengruppe führte auch zu einer Begegnung mit der katholischen Koordinationsgruppe für den Erwachsenen Katechumenat. In England wie in den USA hat die Auseinandersetzung und die pastorale Umsetzung mit dem Ritus des Christwerdens Erwachsener zu einer inneren Erneuerung geführt. Es wurde deutlich, dass das Christwerden Erwachsener ein komplexer und biographischer Weg ist. Noch bedeutsamer aber ist die Erkenntnis, dass viel genauer als bisher die „Vorphase“, die Phase des Vorkatechumenats betrachtet werden muss: bis ein Mensch zu dem Entschluss kommt, dass er nun getauft werden will, liegt ein langer und sehr unterschiedlich wachsender Weg hinter ihm. Umgekehrt aber kann gesagt werden, dass es gerade für diese Menschen „Beginnerkirchen“ und ähnlich „Orte des Andockens“ braucht. Denn neben dem persönlichen Weg, der zu Christus führt, braucht es auch einen Zeugnisraum der kirchlichen Gemeinschaft, in dem Menschen in verbindlicher Unverbindlichkeit in die Botschaft des Glaubens hineinwachsen können, verweilen können, wachsen können.

Davon zu unterscheiden ist dann aber jener systematische Weg der Glaubenskatechese, der nach einer „Aufnahme unter die Glaubenschüler“ geschieht: dem systematischen Glaubensweg, der sich zumeist über ein Jahr erstreckt. Denn dieser Weg hin zur Taufe und vollständigen Initiation ist verknüpft mit tiefen persönlichen Entscheidungen als Antwort auf einen persönlichen Ruf.

Von daher trägt die vom II. Vatikanum neu aufgegriffene katechetische Praxis der alten Kirche viel dazu bei, in einer Zeit der Evangelisierung und Erneuerung klarer zu erkennen, wie gewachsene Kirchlichkeit, neue Beginnerkirche und katechetische Wege zusammengehören.

9. Emerging church: we make it up as we walk along

Welche Kirche kommt ans Licht? In ihrer pragmatisch-induktiven Art antworten viele der anglikanischen Kollegen vorsichtig: „Wir werden es entdecken, wenn wir unseren Weg gehen“, was im anglophonen Kontext zur Wortschöpfung der „emerging church“ führt: Kirche, die ans Licht kommt, die herauswächst aus den vielen Erfahrungen, die gemacht werden. Emerging church ist ein Begriff, der erst einmal wertfrei wahrnimmt, was an Erfahrungen kirchlicher Neuaufbrüche an Licht gekommen ist.

Die „Emerging church Bewegung“ ist dabei postmodern und nicht systematisierbar. Deutlich wird aber – gerade auch bei der Studienfahrt –, dass Tendenzen dieser Kirchenwirklichkeit vier Akzente umfassen: mitten unter den Menschen sein und ihre Hoffnungen und Erwartungen aufgreifen, in deutlicher Weise das Evangelium verkünden und „auf den Leuchter stellen“ (die Sehnsucht nach Information und Glaubensvermittlung ist groß), Zugänge zur Liturgie schaffen und dabei auch die altchristliche Mystagogie in vielen liturgischen Formen neu in den Blick rücken – und schließlich: einen Raum gelebter Gemeinschaft schaffen.

Das ist so neu nicht – aber lebendig und anregend, und vor allem dort, wo es erlebbar ist, sehr attraktiv.

Natürlich bedeutet „emerging church“ auch die Herausforderung, dann in Prozesse geistlicher und kirchlicher Unterscheidung zu treten – die neuen „Pflanzen“ einzubinden in einer weiten und katholischen Kirchlichkeit, aber dies ist für die Anglikaner erst ein zweiter Schritt. Zunächst und vor allem wird hier Vertrauen sichtbar in die Kraft des Geistes, der auch heute „das Angesicht der Erde“ und der Kirche erneuern will.

Theologische Anmerkungen ...

... zur gesellschaftlichen Präsenz der Zukunft

πλήν ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου ἔλθων
ἀρα εὐρήσει τὴν πίστιν ἐπὶ τῆς γῆς

1. Die Gegenwart der Zukunft

Die Zukunft ist der Moderne zum soteriologischen Mythos geworden:

*„Es ist entzückend, sich vorzustellen, dass
die menschliche Natur
immer besser durch Erziehung werde
entwickelt werden,
und dass man diese in eine Form bringen
kann,
die der Menschheit angemessen ist.“¹*

Als Erlebenssubjekt der heilvollen Zukunft imaginieren die aufklärenden Jahrhunderte die Menschheit oder, wie das materialistische neunzehnte Jahrhundert zu sagen pflegte: die (Menschen-)gattung. Dem monotheistischen Gott wurde der Kampf angesagt, weil er die heilvolle Zukunft eben dieser Gattung verstelle. Diese galt durchaus als Geheimnis, weil sie die Frucht eines Vervollkommnungsprozesses sein würde, dessen Inhalt sich erst im Verlauf seiner Entstehung entbergen würde:

*„Wenn sich einmal ein Wesen höherer Art
unserer Erziehung annähme,
so würde man wohl sehen, was aus dem
Menschen werden könnte.“²*

Kants Sprache erinnert hier schon an den sozialistischen Mythos vom Neuen Menschen.

Den Blick in die Zukunft haben wir mit den Denkern des 18. und 19. Jahrhunderts gemeinsam. Die neugierige Erwartung eines sich realisierenden Menschheitssinns ist in der Gegenwart die Grundidee der Berechenbarkeit von Zukunft geworfen. Aus der berechenbaren Zukunft kommt nichts mehr, in sie hinein prolongiert sich lediglich eine Gegenwart, die den Sinn für qualitativ Neues ersetzt hat durch die Obsession des abzählbaren immer Gleichen. Der allgegenwärtige Innovationsbegriff hat den Charakter des Terrors angenommen. Setzte die preußische Bildungsadministration in der Spur Kants und des Neuhumanismus noch wahre Hoffnung in die Höheren Bildungsinstitute, aus ihnen werde ein Humanum ungeahnter Qualität erwachsen, sind Bildungsplaner heute parteiübergreifend fixiert auf Absolventenzahlen innerhalb von Regelstudienzeiten. Die Zukunft wird zugunsten einer aufdringlichen, nicht sterben wollenden Gegenwart geopfert, deren Protagonisten zugleich von aufdringlicher Lebensmüdigkeit ergriffen sind.

Die Grenzen des Wachstums vom Club of Rome wurden ab den siebziger Jahren mit Nachwirkungen bis heute zur Chiffre existentieller Beunruhigung: Was soll eine Generation, deren bedeutendstes Bauwerk für die Zukunft die Autobahnen sind, denn an heilvoller Zukunft der Menschheit noch hervorbringen, wenn ihr der Rohstoff Öl ausgeht? Hat nicht der Zusammenbruch des Sozialismus die Wohlstandsabhängigkeit jedes Menschheitsprogrammes vor Augen geführt? Seit den Grenzen des Wachstums hat der materialistisch ökonomisierte Mythos von der erlösenden Zukunft seine Verkehrung erfahren und die Moderne bis zum Zielverlust irritiert. Die von der Zukunft nichts mehr erwarten als das Aufgehen der eigenen Pläne, werden vom Katzenjammer einer säkularisierten Apokalyptik erfasst.

Als neueste Gestalt der scheinbar wissenschaftlich fundiert prognostizierten apokalyptischen Reiter erscheinen die allgegenwärtig zum letzten Schrei des politisch

informierten Mitredens avancierten Kriege um das Trinkwasser am schwarzen Horizont einer immer düsterer gemalten Zukunft. Der Grundhabitus einer säkularisierten und damit jeder Hoffnungsperspektive beraubten, deshalb negativen Apokalyptik hat das Empfinden und Gestalten der Menschen tief durchdrungen: War Jahrhunderte lang den Menschen sehr gelegen daran, dass ihrer gedacht werde in der Geschichte der Menschheit, erleben heute anonyme Bestattungen Hochkonjunktur. War die Auslöschung des Andenkens für den biblischen Menschen die schrecklichste Strafe, so erscheint die Auslöschung heute als Rettung. Schon ahnt man, wie diese Sicht des Lebens auf Ethos und Lebensgestaltung zurückwirken wird. Wo es erst einmal heißt „Sauve qui peut!“, da wirkt man nicht mehr geordnet zusammen, da sieht jeder zu, dass er sein Fell rettet. Die Präsenz der Zukunft in der Gestalt hoffnungsloser Bangigkeit wirkt in allen Lebensbereichen zerstörerisch. Vor allem aber im Mühen der Erzieher, Lehrer und Professoren wirkt es wie reines Gift, wenn einer Gesellschaft jenes Grundgefühl abhanden kommt, mit dem Schiller seine Elegie „Der Spaziergang“ ausklingen lässt:

*„Über dem selben Blau,
über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint
die fernen Geschlechter“*

Auch in unseren Kirchen gibt es Zellen negativer Apokalyptik: Den einen wird der notorische Blick auf rückläufige Zahlen bei Kirchgängern und Sakramentenempfängern zum Angstgespenst, den anderen die rückläufigen Zahlen an Ordinierten, wieder anderen schließlich der starke Rückgang an Theologiestudierenden. Die Untergangsstimmung gibt sich bisweilen bukolisch und schwärmt gar von einer Kirche der kleinen Herde. Katholiken taten sich ja schon immer schwer mit dem Optimismus der Aufklärung. Der gilt als Mann besonderen Realitätssinns, der vorsorglich schon einmal spart und den Apparat gesund-

schrumpft, schließlich haben dreißig Jahre Gebete für mehr Priesterberufungen den personellen Notstand der katholischen Kirche nicht wenden können.

Wird nicht schon der Autor des Lukas-evangeliums von ähnlichen Schwächeanwandlungen heimgesucht, wenn er dem Herrn Jesus die Frage in den Mund legt:

*„Wird jedoch der Menschensohn,
wenn er kommt,
auf der Erde (noch) Glauben vorfinden?“
(Lk 18, 8)*

Wo immer dieses Wort herkommt, der Kontext, den ihm Lukas gibt, gebietet eine skeptische Interpretation. Lukas stellt dem Logion die Parabel von einer impertinenten Witwe voran, die solange drängelt, bis ein träger Richter ihr Recht verschafft. Den Kontext der bangen Frage um die Zukunft bestimmt nicht der skeptische Prognostiker am grünen Tisch der Trendforscher, sondern der hoffende Mensch, der nicht loslässt, woran ihm wirklich gelegen ist.

2. Die Wiedergewinnung der Zukunft

Angesichts dieses trüben Befundes zur Gegenwart der Zukunft, die uns in den zwei Jahrhunderten verkommen ist von der verheißenen Fülle des Humanums zum bestenfalls herausgeschobenen Untergang, wird es Zeit, die christlichen Potentiale zur Rettung der Zukunft endlich zu mobilisieren. Eine doppelte Einsicht scheint mir in diesem Zusammenhang wichtig:

(1) Die Zukunft ist nicht unsere Zeit.

Weil das Christentum die Zukunft des Menschen vor dem Horizont des unbegreiflichen Gottes sieht, können Christen die Zukunft der Welt nüchtern den Menschen überlassen, denen diese Zukunft gehört, den Zukünftigen nämlich. Es ist wohl ein echter Akt selbstloser Liebe notwendig, die Hingabe der Zukunft zugunsten der nachwachsenden Generation zu vollziehen in

einer Haltung echten und sorgenden Wohlwollens für die Nachfolgenden, der aber nicht zugleich Akt der Herrschaft über die Nachkommen sein will. Eine auf den ersten Blick etwas derb klingende Bitte des 90. Psalms erhält in diesem Kontext einen schönen Sinn: „Unsere Tage zu zählen, Herr, lehre uns. Dann gewinnen wir ein weises Herz.“ (Ps 90, 12).

Hans Jonas appelliert für die Wiederentdeckung des leibhaftigen Lebens im Fleische und protestiert gegen die Häresien von Idealismus und Materialismus, in denen er Renaissance der spätantiken gnostischen Weltverächter des Geistes erblickt. Leben im Fleische heißt zeitliches, befristetes Leben, Leben, das seinen historischen Ort in der Welt bejaht, statt ihn ständig durch die Produktion historischer Augenblicke in Richtung gnostischer Unsterblichkeit transzendieren zu wollen.

Wo das Ideal der Humanität, deren apriorische Konturen Kant erahnte, uns heute verschwindet, wird der Anspruch der Gegenwartigen auf die Zukunft zu einer Gestalt ihrer selbstischen Behauptung. Die Begrenztheit der Lebenszeit zeigt demgegenüber die Grenze auf. Wo Christen diese Grenze im Vertrauen auf Gott bejahen, verweigern sie sich dem verzweifelten „*Sauve qui peut*“ der negativen Apokalyptiker. Hans Jonas leitet aus seiner antignostisch fleischlichen Sicht menschlichen Lebens sein ethisches Prinzip Verantwortung ab.

Wo Menschen aus einer Haltung der wohlwollenden und zustimmenden Bejahung heraus die Begrenztheit des eigenen Lebens in einem Akt des liebenden Raumgebens an kommende Generationen annehmen, da vollziehen sie mit der Annahme ihrer eigenen Endlichkeit eine Bejahung des unendlichen und ewigen Wertes einer Liebe, die uns lehrt, nicht in allem und überall das unsere zu suchen. In der scholastischen Sprache können wir sagen: Am zufälligen Objekt meines Lebens vollziehe ich einen Akt, der mehr anzielt als mein Leben, der neben dem Materialobjekt des eigenen Lebens das Leben selber zum Formalobjekt hat.

(2) *Die Zukunft gehört Gott.*

Zukunft ist biblisch ein göttliches Verheißungsgut. Weil die Zukunft Gottes Zukunft ist, ist sie überhaupt Zukunft im eigentlichen Sinne. Ich frage mich oft, warum es nicht gelingt, in neu geplanten Stadtvierteln oder Siedlungen jene beglückende Lebensfreundlichkeit zu verwirklichen, die den Besucher alter Städte aus Jahrhunderten entgegentritt. Die Antwort, die ich auf meine Frage finde, lautet: Es macht einen sehr großen Unterschied, ob in den Bauwerken, die mich umgeben, das Streben und Schaffen, das Denken und Wissen von Generationen eingegangen ist, oder ob alles auf dem Reißbrett eines Architekten in wenigen Wochen entstanden ist. Erfüllte menschliche Lebens- und Schaffenszeit wird, wo sie Spuren hinterlassen darf, zum Realsymbol der Fülle selber und so zum Vorgeschmack jener Fülle, die wir als unsere Zukunft vom ewigen Gott erhoffen. Weniger würde uns in Ewigkeit langweilig werden. Der Mensch ist für nicht weniger geschaffen als für das, was Karl Rahner die absolute Zukunft des ewigen Gottes nannte.

Diese absolute Zukunft ist, weil sie in jedem Akt wirklicher Lebens- und Menschenbejahung anbricht, eine Größe, deren Wirksamkeit diesseits jener imaginären Linie liegt, hinter der für die Unheilspropheten die Pensionszahlungen eingestellt und die Katastrophe eingeleitet wird. Nur, wo dieser transzendente mitlaufende Grund der Zukunft im Denken und Fühlen der Menschen wiedergewonnen wird, gewinnen wir für unsere innerweltliche Zukunftsplanung die Spannkraft wieder, die einen Immanuel Kant beides meisterhaft verbinden ließ: Die Freiheit und das Eigenrecht der kommenden Menschengenerationen und den menschheitlichen Anspruch der Höherbildung dieser Generationen ohne Verletzung ihrer Autonomie.

Anmerkungen:

- ¹ Immanuel Kant: Über Pädagogik, hg. v. F. Nicolovius, Königsberg 1803, A 9.
- ² Kant: Über Pädagogik, A 8.

Inkarnation und Passion

Xavier Beauvois' Film „Von Menschen und Göttern“

Der französische Regisseur Xavier Beauvois zeichnet mit seiner fünften Regiearbeit die letzten Lebenswochen französischer Mönche nach, die 1996 von islamistischen Terroristen in Algerien entführt und ermordet wurden. Noch heute beschäftigt das Schicksal der Trappisten von Tibhirine die französische Öffentlichkeit. Denn die Verwicklungen französischer und algerischer staatlicher Stellen sind bei diesem Mord bis dato nicht vollständig geklärt. Vermutlich liegt es an diesem brisanten politischen Hintergrund, dass in Frankreich drei Wochen nach dem Kinostart bereits 1,8 Millionen Zuschauer den ruhigen Film gesehen haben. Zuvor gewann „Von Menschen und Göttern“ bei den Filmfestspielen in Cannes den Großen Preis der Jury, den Preis der Ökumenischen Jury sowie den Prix de l'Éducation nationale, der vom Ministerium für Bildung verliehen wird.

1. Plotskizze

Neun Mönche französischer Herkunft leben in den Bergen Algeriens ein asketisches Leben im Kloster „Notre Dame de l'Atlas“. Sie sind dem Gebet und der Gemeinschaft, dem Glauben und der Hilfe anderer verpflichtet. Unwegsamen Berghänge haben sie zu Gärten geformt; auf dem Markt verkaufen sie Honig. Die muslimische Dorfbevölkerung findet bei ihnen Unterstützung, vor allem bei medizinischen Problemen. Man lebt in friedlicher Nachbarschaft und feiert gemeinsam – etwa das Fest der Beschneidung.

Als eine Gruppe kroatischer Gastarbeiter in der Nähe des Klosters von islamistischen Rebellen getötet wird, ist den Mönchen klar, dass der schon lange schwelende Konflikt zwischen algerischen Regierungstruppen und der GIA (Groupe Islamique Armé) immer näher an sie heranrückt. Obwohl man ihnen nahelegt, das Kloster zu verlassen, bleiben die Trappisten – zunächst unentschlossen.

Am Weihnachtsabend wird das kleine Kloster tatsächlich von einer Rebellengruppe heimgesucht. Mit Waffengewalt verlangt man die Versorgung von Verletzten, zumindest die Herausgabe von Medikamenten. Doch der Prior weigert sich erfolgreich.

Der Schock sitzt tief und löst bei den Mönchen unterschiedliche Reaktionen aus: Manche wollen das Kloster verlassen, manche bleiben; andere erwarten eine Antwort im Gebet. Die Mönche diskutieren, zweifeln, kämpfen mit sich und entscheiden schließlich gemeinsam, dass sie gerade in dieser Situation bleiben wollen. Am Ende werden sieben der Mönche von den Rebellen als Geiseln genommen; die beiden anderen entkommen dem Tod.

2. Themen und Gestaltung

„Von Menschen und Göttern“ hat ein religiöses Thema, aber es ist kein religiöser Film, keine Predigt“, schreibt Susan Vahabzadeh. Dem mag man widersprechen. Beauvois' Film nimmt nicht nur den Rhythmus klösterlichen Lebens auf und gewährt Einblicke in spirituelle Krisen und existentielle Nöte. „Von Menschen und Göttern“ ist Verkündigung mit ruhigen Bildern und zahlreichen Gesängen. Behutsam liest die Kamera in den Gesichtern der Mönche – etwa bei deren letztem Abendmahl –, und die faszinierenden Gesänge der Psalmen und Choräle wirken wie theologische, ja mystagogische Kommentare der Geschehnisse. Sie erheben die erdfesten Mönche zu Gott, „und Gott schenkt den Mönchen den Geist der Gemeinschaft und des friedlichen Widerstandes in einer gewalttätigen und

zunehmend bedrohlichen Welt.“ (Presseheft)

Fokussiert man das aktuelle politische Thema des konfliktreichen Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher Religionszugehörigkeit, zeigt „Von Menschen und Göttern“ beispielhaft, wie es gelingt, sich dem Terror nicht zu beugen, der den Lebensstil Andersdenkender verunmöglichen will, sondern Integrität zu wahren und innere Stärke zu finden für den schwierigen Weg gewaltloser Auseinandersetzung.

Letztlich aber liegt die große Qualität des Films „nicht unbedingt in der authentischen Rekonstruktion eines ‚historischen‘ Falls von religiös motiviertem Mord, sondern darin, wie er aus dem historischen Fall die berührende Erzählung einer ‚Menschwerdung‘ entwickelt.“ (M. Leniger)

3. Ein ungewöhnlicher Weihnachtsfilm

So gesehen wird man „Von Göttern und Menschen“ als Weihnachtsfilm verstehen dürfen (der Film kommt am 16. Dezember in die deutschen Kinos). Es ist kein Film „der süßlichen Wohlfühlart“ oder der reinen Innerlichkeit. Vielmehr verbindet der Filmemacher Politik und Mystik und gewährt so angesichts einer historischen Begebenheit einen tiefergehenden Blick auf menschliches Leben, der, so Leniger, „die ganze Radikalität und Anstößigkeit der Inkarnation vor Augen führt (und deren Verbindung zur Passion freilegt).“

Die Mönche vom Kloster „Notre Dame de l’Atlas“ führen ein exemplarisches Leben im Geiste Jesu Christi – und stellen jedem Kinogänger en passant die Fragen:

Wie verhalte ich mich angesichts von Gewalt und Bedrohung? Wenn Gott Mensch geworden ist aus Solidarität mit den Menschen und aus Liebe zu ihnen: Wie werde ich selber ein solidarischer und liebender Mensch? Mit Blick auf den Filmtitel wird man schließlich fragen dürfen: Wie „inkarniert“ in mir das Göttliche, wie verlaufen in mir „Geburtsprozesse“ zur Freilegung der eigenen „Göttlichkeit“?

Dank und Willkommen

Mit der Dezemberausgabe des Pastoralblatts endet die Meditationsreihe von **Dechant Msgr. Dr. Hermann Wieh** aus Osnabrück, der – anknüpfend an die Themen, die monatlich das Kirchenjahr und die pastorale Arbeit an die Seelsorger(innen) stellen – Impulse gesetzt hat zum Nachdenken über das, was zu tun ansteht und immer auch in der Gefahr ist, zur Routine zu werden. Sein Leitgedanke war dabei der Gesichtspunkt der „heiligenden Seelsorge“. Dafür sage ich ihm als Schriftleiter im Namen der Leserschaft von Herzen Dank, wissend um die Zeiten, die er sich bewusst aus seinem Arbeitsalltag herausgeschnitten hat, um selber zum Nachsinnen zu kommen und zu formulieren, was für Sie als Leserinnen und Leser hoffentlich anregende Gedanken waren. Für seine weitere Arbeit im Bistum Osnabrück wünsche ich ihm im Namen aller Gottes reichen Segen zum Wohle eines noch lange währenden, heiligend-seelsorglichen Wirkens.

Zugleich begrüße ich an dieser Stelle bereits ebenso herzlich **PD Dr. Egbert Ballhorn**, Referent für biblische Theologie im Bereich Theologie und Priesterfortbildung des Bistums Hildesheim. Er wird uns ab Januar in die Welt der Psalmen hineinnehmen und dabei einzelne Psalmen oder Psalmverse nicht nur erschließen, sondern zugleich immer wieder neue Zugänge und Kontextualisierungen eröffnen. Lassen Sie sich überraschen und mitnehmen und heißen Sie Herrn Dr. Ballhorn mit mir herzlich willkommen als Autor der monatlichen Eingangsmeditation.

Gunther Fleischer

Literaturdienst

**Reinhard Körner: Gott ist auch wer!
Meditationen für die Advents- und Weihnachtszeit.
St.-Benno-Verlag, Leipzig 2010. 92 S., 7,50 Euro.**

Vor vielen Jahren (1996) hat der weitbekannte geistliche Schriftsteller P. Reinhard Körner OCD in dem Büchlein „Mystik konkret“ beschrieben, wie er an seinem ersten Heiligen Abend im Karmelkloster für eine halbe Stunde vor der Christusfigur aus der Krippe in seiner Zelle verbrachte und dabei zum ersten Male Jesus zum Geburtstag „gratulieren“ konnte und ihm sagen, wie gut es ist, dass er da ist. Er hat dieses sein Glaubensleben ganz veränderndes Erlebnis in diesem kleinen Büchlein noch einmal niedergeschrieben, um vielen Menschen Mut zu machen, am Heiligen Abend - und dann auch weiterhin - aus ihrer „Jesus- und Gottvergessenheit“ herauszutreten und Weihnachten „richtig“ zu feiern in einer persönlichen, vertrauten Begegnung mit dem „Geburtstagskind“. Er will dazu helfen, indem er dem Leser aufzeigt, wer und wie dieser Gott ist, der in Jesus zu uns Menschen kam und uns in ihm sein Angesicht gezeigt hat. Der große, über alles erhabene Gott hat sich aus Liebe zu uns unserer Liebe bedürftig gemacht. Dann ist er es einfach wert, dass wir Menschen ihm alle Aufmerksamkeit des Herzens entgegenbringen - und zwar um seiner selbst willen.

Es ist immer wieder faszinierend, mit welcher gedanklichen und sprachlichen Klarheit der Verf. seine „Gotteslehre“ vorlegt. Er wiederholt nicht nur, was er in seinen bisherigen Büchern geschrieben hat, sondern findet immer neue Gedanken und Formulierungen, die das schon Gesagte weiterführen, heller und klarer machen.

Er nimmt den Leser an der Hand und führt ihn, ausgehend von der Frage, die heute am Gottesglauben vieler Menschen nagt: „Gibt es Gott überhaupt?“ (Die Gretchenfrage heute!), zu JHWH, der nicht nur ein „Etwas“, sondern ein Jemand ist, den uns Jesus als den rundum liebenden Gott nahebringt, den er mit Abba anredete und zu dem er wie noch keiner vor ihm gesprochen hat. Und uns ruft er - an Weihnachten -, wenn wir mit ihm ins Gespräch kommen, zu: Glaub ihm seine Liebe zu seinen Töchtern und Söhnen - das ist euer Heil, auch jetzt schon mitten in allem Unheil in dieser noch unfertigen Welt.

Wer mit der Verkündigung in Predigt und Gespräch beauftragt ist, wird in dem Büchlein gute, froh machende Anregungen finden. Aber er wird auch vor allem Verkündigung beherzigen: „Christliche Mission

... ist nur dann christlich, wenn sie mystagogisch ist: wenn sie auf das Mysterium, das „große Geheimnis“ hinter allem Dasein weist. Sie muss zum Staunen hinführen, zu dem Sein hinter allem Sein, das sich dem Staunenden kundtut. Erst dann darf sie auch die Gedanken vermitteln, die sich Menschen über das im Staunen Wahrgenommene im Laufe der Geschichte ihres Glaubens gemacht haben“ (S. 38).

Mich hat dieses Wort - neben vielen anderen - besonders angesprochen, zumal an Weihnachten das Staunen über den „fremden Freund“, der zu uns gekommen ist, alle bewegt.

Mit diesem kleinen Buch kann man m. E. sich selbst und anderen, die man damit beschenkt, insbesondere fragenden und suchenden Menschen eine Weihnachtsfreude eigener Art machen.

Norbert Friebe

Georg Langenhorst: „Ich gönne mir das Wort Gott“. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2009. 328 S., 24,95 Euro.

Immer schon gilt Literatur als Seismograph, zeigen sich in ihr früh und vielschichtig Erschütterungen, Aufbrüche, Andeutungen kommender Entwicklungen. Kann man nun - angesichts der relativ häufigen Auseinandersetzung mit Gott und Fragen der Religion in zeitgenössischen Texten - von einer „Renaissance des Religiösen“ sprechen, einem neuen Umgang mit der Gottesfrage? So fragt der Augsburger Religionspädagoge Georg Langenhorst in der „Hinführung“ zu seinem jüngsten Buch. Religion ist nicht das Thema der Literatur der Gegenwart, aber sie ist wieder ein Thema. Der durch zahlreiche Publikationen als Kenner auf diesem Gebiet ausgewiesene Autor formuliert als seine „Hauptthese“: „Der ... Befund der Marginalisierung von Religion und Gottesfrage in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart trifft heute so nicht mehr zu. Seit Beginn der 90er Jahre hat sich das kulturelle Klima im deutschsprachigen Bereich tatsächlich durch unterschiedlichste historische und soziologische Prozesse verändert. Einbezogen in diese Veränderungsprozesse ist die Darstellung Gottes in der Literatur“. Ganz bewusst legt Langenhorst den Akzent nicht auf die Darstellung von Religion allgemein, sondern stellt sich auf gut 300 Seiten der Frage, wie die GegenwartsaufsetzerInnen sich mit Gott auseinandersetzen.

Das Buch ist in drei Hauptteile gegliedert. Im ersten Teil blickt Langenhorst zurück, resümiert knapp die

Bedeutung der sog. „christlichen Literatur“ in der ersten Hälfte des 20. Jh. bis in die 50er Jahre. Beispielhaft werden Gertrud von Le Fort, deren Romane und Erzählungen um die Kernbegriffe Opfer, Sühne, Schuld und Gnade kreisen, und Reinhold Schneider, bei dem am Ende die Gewissheiten zerbrechen, behandelt. Zwischen „Affirmation und Abbruch“ sieht Langenhorst auch die Wiener Lyrikerin Christine Busta mit ihrer Suche nach neuen Wegen der Gottesrede und – als „Zeugnis einer beeindruckenden negativen Theologie im Raum der Poesie“ – den Böhner – Preisträger Ernst Meister.

Um „literarische Gottesrede heute“ geht es im umfangreichen zweiten Hauptteil. Nach Krise, Abbruch und Distanz in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg stellt Langenhorst in der gegenwärtigen Literatur eine neue Öffnung und Unbefangenheit fest. Und erstaunlicherweise reizt offensichtlich gerade die Prägung durch den Katholizismus, der in der deutschen Literatur kulturell über lange Zeit hin marginalisiert war, Autoren und Autorinnen zur Auseinandersetzung. Ausführlich behandelt werden Heinrich Böll, der „Urvater“ konfessionell geprägter Literatur nach dem zweiten Weltkrieg, und seine „literarischen Erben“ in den 90er Jahren. Hanns-Josef Ortheil, Ulla Hahn, Ralf Rothmann, Arnold Stadler, Thomas Hürlimann oder Petra Morsbach denken über ihre unterschiedlichen Prägungen nach und finden für ihre „Suchwege“ in der Auseinandersetzung mit katholischer Identität literarische Form. Vom Aufgreifen biblischer Motive und Sprachformen bis zur Auseinandersetzung mit Kirche, katholischer Erziehung und persönlicher Glaubensentwicklung reicht das Spektrum. Kürzer behandelt werden Christoph Meckel, Markus Orths, Paul Ingendaay und Veronika Peters.

Zwischen „Fortschreibung und distanzierender Befreiung“ sieht Langenhorst die evangelischen Autoren/innen von Eva Zeller, Kurt Marti, Gabriele Wohmann und Friedrich Christian Delius bis hin zu Claudia Schreiber. Barbara Honigmann und Matthias Hermann spüren ihrer jüdischen Herkunft nach, stehen für die neue deutsch-jüdische Literatur, und an Barbara Frischmuth und Adolf Muschg schließlich wird beispielhaft die Öffnung zu anderen Religionen wie Islam oder Buddhismus deutlich.

Im dritten Hauptteil geht es um „Gottesrede als Sprache“. Wie von Gott, von Religion schreiben in Roman und Novelle, in Drama und Lyrik, welches kann eine heute angemessene Form religiöser Rede sein? Mit dieser Frage nach dem „wie“ entgeht Langenhorst der Gefahr der Funktionalisierung von Dichtung. Von Umkreisen und Verweisen spricht er, Verfremdung und Offenlassen zeigt er auf. An den Anfang stellt er die spannende Variante, zu schreiben

unter der expliziten Vorgabe, dass es Gott nicht gebe. „Wenn nicht einzelne sein Fehlen zur Sprache bringen, verschwindet vielleicht seine Dimension aus unserer Welt“, hat Martin Walser einmal festgestellt. Bei den Gegenwartsautoren/innen findet sich genau dies exemplarisch in den Romanen von Julie Zeh. „Es gibt keinen Gott, sondern nur ein Bedürfnis nach Gott“, erkennen etwa die Jugendlichen in Zehs Roman „Spieltrieb“ (2005). Andere Autoren wie Michael Köhlmeier oder Ingo Schulze schreiben – auf unterschiedliche Art - die Bibel weiter, ebenso – auf eine ganz eigenwillige Art, die Langenhorst als „Verhüllung im Dienste der Kenntlichmachung“ bezeichnet – Patrick Roth. Klug und unkonventionell, kreativ und produktiv gehen Sibylle Lewitscharoff und Felicitas Hoppe mit Religion, Bibel, Konfession, Transzendenz und Gottesfrage um in ihren Romanen, changieren zwischen Absage und Annäherung, Distanz und Affirmation und regen so die Leser zur eigenen Auseinandersetzung, vielleicht zur eigenen Stellungnahme an. Zugleich bedeuten all diese Texte auch eine Herausforderung für die zeitgenössische Theologie. Ausführungen zu „Religion und Gott auf der Theaterbühne“ und „Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur“ schließen dieses Kapitel ab.

In seiner „Hinführung“ zu diesem Buch formuliert Langenhorst zwei Erkenntnisse: „Im kulturellen Klima der Gegenwart ist es offensichtlich ‚nicht mehr‘ nötig, auf Distanz zu Religion zu gehen.“ Und – noch entscheidender: „Es ist zugleich möglich, Religion positiv aufzugreifen, künstlerisch fruchtbar zu machen und zu gestalten, ohne sie dabei zu zerstören oder lächerlich zu machen.“ In welcher Vielfalt und auf wie unterschiedliche Weise dies geschieht, dafür bietet das Buch reiches Material. Auch wenn es nur eine „Momentaufnahme“ sein kann, so spiegelt es doch die Vielfalt, Lebendigkeit und Dynamik dieser Auseinandersetzung in der Literatur der Gegenwart. Und es regt dazu an, selbst Entdeckungen zu machen, Schriftsteller/innen (neu) kennenzulernen und vor allem, sich selbst mit den angesprochenen Fragen auseinanderzusetzen.

Gabriele von Siegroth-Nellessen

Wunibald Müller: Verschwiegene Wunden. Sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche erkennen und verhindern. Kösel-Verlag, München 2010, 224 S., 14,95 Euro.

Wiederholt äußert sich Wunibald Müller zum Thema „Sexueller Missbrauch in der Katholischen Kirche“. Aus aktuellem Anlass fasst er seine Analy-

sen, Einschätzungen und Ratschläge für den Umgang der Kirche mit diesem Thema noch einmal zusammen.

Zunächst einmal unternimmt er keinerlei Versuch, die Missbrauchsfälle in der Kirche zu relativieren oder zu verharmlosen. Vielmehr steht am Anfang die klare Wahrnehmung, dass Priester Kinder und Jugendliche sexuell missbraucht haben. Er untersucht die Ursachen, geht auf Kennzeichen ein, die auf sexuellen Missbrauch hindeuten und fordert einen anderen Umgang mit dem Thema Homosexualität vor allem in der Priesterausbildung.

Die Hauptursache für sexuellen Missbrauch sieht Müller in der mangelnden sexuellen und persönlichen Reife. Ein übersteigter Narzissmus, angepasstes und sich abhängig fühlendes Verhalten, verbunden mit mangelnder Fähigkeit zu Beziehungen und Freundschaften begünstigen die Verfestigung einer Persönlichkeitsstruktur, die sich abgeschnitten fühlt von den vitalen Lebensvollzügen. Dies trifft für Müller zwar nicht nur für Priester zu und die, die es werden wollen. Die Zölibatsverpflichtung begünstigt ein Klima der Verdrängung und des Wegschauens für die unreifen Anteile der Identität, zu der die sexuelle Reife entscheidend dazugehört.

Für die Priesterausbildung fordert er deshalb ein stärkeres Hinschauen auf die persönliche (sexuelle) Reife der Priesteramtskandidaten. Eine Fixierung auf die Suche nach pädophilen oder ephebophilen (Hingezogenfühlen zu Jugendlichen) Anteilen der Persönlichkeit bringt seiner Ansicht nach wenig. Vielmehr sei darauf zu achten, ob ein Kandidat fähig sei für Intimität. Er versteht darunter hauptsächlich die Fähigkeit zu stabilen, vertrauten Freundschaften zu Gleichaltrigen, das Leben in einem stabilen Netzwerk von Beziehungen, in dem insbesondere ein zölibatär Lebender sich geborgen und geheimatet fühlen können muss, um dem Zölibatsversprechen treu bleiben zu können. Nur in solchen vertrauten Beziehungen findet auch Kritik und Hinterfragung persönlicher Verhaltensweisen statt, die eine narzistische Fixierung auflösen können.

Dabei betont Müller, dass man Homosexualität und Pädophilie keinesfalls zusammen sehen dürfe. Auch wenn 80 % der Täter unter Priestern sich an Jungen vergingen, spreche nichts für eine Gleichsetzung beider sexuellen Orientierungen. Er hält deshalb auch die Anweisung des Papstes, keine homosexuell orientierten Menschen mehr zu Priestern zu weihen, nicht für den richtigen Weg. Es begünstige vielmehr ein Verhalten des Geheimhaltens und Vertuschens über die wahre sexuelle Orientierung. Außerdem würde man viele fähige und reife homosexuelle Männer vom Priesterberuf fernhalten, was eigentlich nicht im Sinne der Kirche sein könne.

Müller, der in Fragen der Priester- und Ordensleuteausbildung und als Leiter des Recollectio-Hauses in Münsterschwarzach immer wieder von der römischen Kurie angefragt wird, rät zu einem aufmerksamen, offenen Umgang mit allen Fragen der Persönlichkeitsbildung in der Priesterausbildung. Ohne den Wert zölibatären Lebens zu verfemen, würde seiner Ansicht nach eine Lockerung der Zölibatsverpflichtung zu einem offeneren Umgang mit dem Thema Sexualität überhaupt führen und es würden dabei auch problematische Persönlichkeitsstrukturen aufgedeckt werden können. Außerdem hätte dies auch zur Folge, dass sich wieder mehr heterosexuelle Priester zum Priesterberuf hingezogen fühlten, was im Moment ein Defizit darstelle.

Der Kirche selbst rät Müller einen schonungslosen und demütigen Umgang mit dem Thema des sexuellen Missbrauchs, den sie selbst aus mangelndem Wissen oder verschämten Wegschauens zu lange verschwiegen habe. Sie müsse sich, wie der Papst es getan habe, eindeutig auf die Seite der Opfer stellen und dafür Sorge tragen, dass diese angemessen entschädigt und rehabilitiert würden.

Andererseits fordert Müller ebenfalls einen angemessenen Umgang mit den Tätern, die oftmals den sozialen Tod erlitten, wenn sie angeklagt und verurteilt würden und sich selbst – zu 75 % wurden sie selbst sexuell missbraucht – in einer ausweglosen Lage befänden. Auch für sie müsse es Hilfe und Seelsorge geben. Die Suspendierung vom Dienst allein reiche nicht aus.

Das Buch enthält vielleicht nicht viel Neues in der Debatte um den angemessenen Umgang mit sexuellem Missbrauch. Auch ist die thematische Struktur nicht immer eindeutig; es gibt ein Springen und teilweise Doppelungen der Themen. Es überwindet aber in überzeugender Weise die Fixierung auf die Symptome, die zu pädophilem oder ephebophilem Verhalten führt und lenkt den Blick auf die Ganzheit des Menschen. Somit ist das Buch nicht nur ein Plädoyer für einen offenen Umgang mit dem Thema, sondern will an die Wurzeln, die zu solchem Verhalten führen, herangehen: den Mangel an Intimitätsfähigkeit und Respekt vor der Intimosphäre von Schutzbefohlenen.

Für alle in der Priester- und Ordensleuteausbildung Tätigen bietet dieses Buch eine wertvolle Ressource an, wozu auch weiterführende aktuelle Literaturhinweise beitragen.

Für die in der Seelsorge tätigen Priester, Ordensleute, Pastoralen Dienste und alle, die in Gemeinden mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, regt das Buch das Nachdenken über angemessene Nähe und Distanz an, die die Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche wieder herstellen kann.

Andreas Heek

Unter uns

Auf ein Wort

unglaublich
ja
dreimal unglaublich

GOTT spricht
und es wird
es geschieht
es ergeht
das Wort an Maria

Wie kann das sein?
Wie soll man sich das vor-
stellen?
Unglaublich!

GOTT spricht
und die Ahnung-lose
und Mann-lose
wird Mutter

„Wie soll das geschehen?“
Menschenunmöglich!
Unglaublich!

GOTT spricht
und sein Wort
wird Fleisch
ein Kind liegt da
das Gott sein soll

Wie könnte oder sollte ein
Gott Mensch werden?
Unglaublich!

Rede nicht über
das von dir nicht Geglaubte

sondern
so du nicht schon
trotz allem „ja aber“
glaubst

versuche
ringend
zweifelnd
fragend

jedoch
nicht verwerfend
nicht ausschließend
vielmehr
die Möglichkeit hoffend
es könnte so sein
also
glaubensoffen

zu vernehmen dass GOTT spricht

zu hören was GOTT spricht

dem Wort zu trauen das GOTT spricht

auf das Geheimnis dich
einzulassen in dem GOTT spricht

in die Bewegung GOTTes
von sich zu den Menschen hin
dich mitnehmen
zu lassen in der GOTT spricht

und zu glauben
dass
was menschenunmöglich
GOTT möglich ist
auch mit DIR

und dass dann
und nur dann
Weihnachten
für DICH
denn DU bist gemeint
von Bedeutung ist.

Ein Fest!
Der Menschwerdung!
Auch für dich!

Unglaublich
aber wahr!

Und dann
aber erst dann

geh
und sprich
und künde
was Wahrheit ist
und dir
zur Wahrheit wurde.

Gunther Fleischer

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E